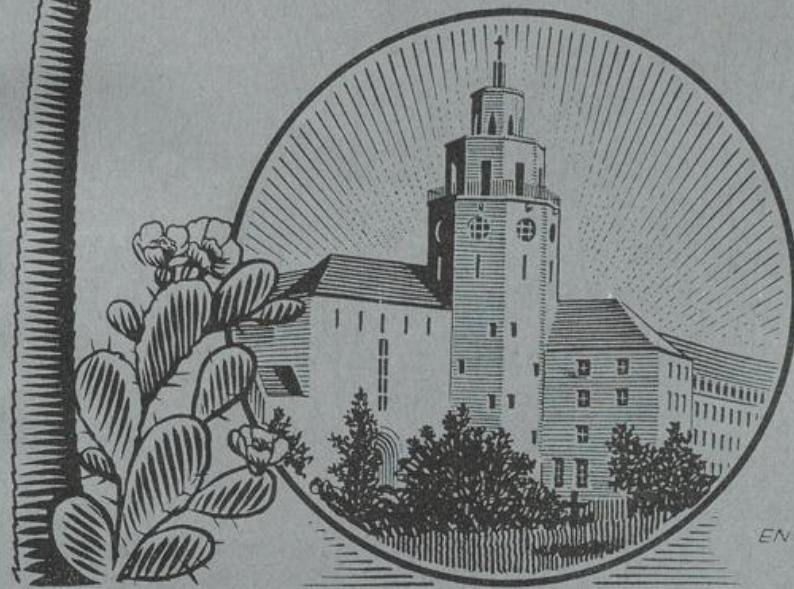


Vergißmeinnicht
1931

2 (1931)

Vergíßmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der
Mariannhiller Mission



R.
ENGELHARDT

Nummer 2

Februar 1931

49. Jahrgang

Verlagsort Nördlingen

Inhalt des Februarheftes:

Lichtmeß, Gedicht von Dr. E. Breit	33	Allerlei Vegetarisches aus Südafrika	
Februar. Von M. A.	34	V. einem Mariannh. Missionsbr.	47
„Denn meine Augen haben gesehen dein Heil . . .“ Von M. A.	36	Das Auge der Ewigkeit. Von F. Schröngamer-Haimdal	50
Die Technik im Dienste der Mission	38	Geisterglaube und Ahnenkult der Neger Südafrikas. Von P. Josef	
Ein Katholikentag in der Mission	41	Schwemmer, RMM.	53
Missionsseminar St. Joseph	42	Im Banne der Agil. Von Hermann	
Jahresbericht der C. A. U.	44	Skolaſter	57

Das „Vergißmeinnicht“ erscheint mit oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern. — Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI. — Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht“ als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbed, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Bestellungen u. Zahlungen sind zu richten:

für Süddeutschland, Tschechoslow., Elsaß, Italien:
Mariannhiller Mission Würzburg, Pleicherring 3
Postcheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Mariannhiller Mission Köln, Brandenburgerstr. 8
Postcheckkonto Köln 1652

für Schlesien und Norddeutschland:
Mariannhiller Mission Breslau IX, Sternstr. 52
Postcheckkonto Breslau 15 625

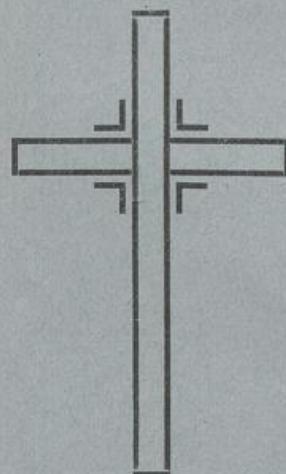
für Österreich, Ungarn, Tirol, Jugos., Rumänien:
Mariannh. Mission Linz a. d., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24 817, Budapest 19 814

für Schweiz und Liechtenstein:
Mariannhiller Mission Altdorf, (St. Uri)
Postcheckkonto Luzern VII 187

Bezugspreis für das Jahr 1931:

Deutschland Einzelbezug	RM. 2.40
Deutschland Sammelbezug	RM. 2.—
Schweiz	Fr. 3.—
Elsaß	Fr. 15.—
Belgien	Belga 4.—
Tschechosl. s. i.	Kc. 20.—
Italien	Lire 10.—
Österreich	Schilling 3.30
Einzelbezug	4.—
Jugoslawien	Dinar 35.—
Ungarn	Pengö 2.80
Rumänien	Lei 92.—

Missionsberufe für Afrika!



Knaben

von 11 Jahren, welche Missionspriester werden wollen, finden im Missionsseminar Aloysianum Aufnahme jeweils zu Beginn des neuen Schuljahres, an Ostern. Anmeldungen richte man an
Hochw. P. Direktor, Aloysianum, Lohr a. Main (Unterfr.)

Jünglinge

von 14 — 20 Jahren welche Missionspriester werden wollen, mögen sich melden bei Hochw. P. Direktor, Missionsseminar St. Joseph, Reimlingen, Bayern.

Laienbruder-Missionare

Knaben von 14 — 17 Jahren, die Missionsbrüder in der Mariannhiller Mission werden wollen, finden liebevolle Aufnahme als Aspiranten in unserm Missionshaus St. Joseph. Anfragen um Aufnahme richte man an den Hochw. P. Rektor, Missionshaus St. Joseph, Reimlingen (Bayern).

Aus Welt und Kirche

Die beschaulichen Orden und die Missionen. Aus den verschiedenen Missionsgebieten, besonders aus China, Japan und Indien, kommen immer wieder Nachrichten, daß unter den bekehrten Eingeborenen sich zahlreiche Berufungen zum beschaulichen Ordensleben finden. Die Abtei St. Andre in Lophem-les-Bruges, Belgien, hat daher eine Aktion zur Förderung des beschaulichen Ordenswesens in den Missionen eingeleitet, von dem Gedanken ausgehend, daß die Bekämpfung der Heiden vor allem eine Sache der Gnade und des Gebetes ist. Je zahlreicher die stillen Beter aus den Reihen der asiatischen und afrikanischen Völker werden, desto früher darf man hoffen, daß Gott diesen Völkern die Gnade der Berufung zum Christentum schenken wird. Die Abtei veränderte an die Missionsbischöfe einen Bogen mit folgenden Fragen:

1. Ist in Ihrer Mission die Gründung eines beschaulichen Klosters (der Karmeliten oder eines anderen Ordens) möglich? 2. Würden sich die nötigen Berufungen finden? 3. Würden Sie die Gründung eines beschaulichen Klosters gutheißen? 4. Könnte ein solches Kloster sich selbst erhalten und wie? Bisher sind 106 dieser Fragebogen beantwortet worden. Nur eine Antwort enthielt ein unbedingtes Nein. 16 Antworten lauteten verneinend mit genauerer Begründung. 22 Missionsbischöfe erklärten sich grundsätzlich zustimmend, machten jedoch eine Reihe von Schwierigkeiten geltend. 13 Missionsbischöfe erzielten die Antwort, daß sie in ihrem Sprengel bereits ein beschauliches Kloster besitzen. 9 Missionen wünschten baldmöglichst die Gründung eines beschaulichen Klosters, während 4 chinesische Bistümer wegen der Unsicherheit der Lage erst später an eine solche Gründung schreiten wollen. 41 Missionsbischöfe verlangten sogleich nach einer Gründung (Mesopotamien, Britisch-Indien, Indo-China, China, Japan, Agypten, Erythräa, Belgisch-Kongo, Antillen, Holländisch-Indien, Melanesien). Das Organ der Abtei St. Andre fordert unter Hinweis auf das Ergebnis der Rundfrage die Katholiken auf, durch Gebet und Geldspenden die Verbreitung der beschaulichen Orden in den Missionsländern zu fördern.

Berlin. Nach dem statistischen Jahrbuch der Stadt Berlin sind 1929 in der Reichshauptstadt im ganzen 57 640 Personen aus ihren Glaubensgemeinschaften ausgetreten, und zwar 50 491 Ange-

hörige der evangelischen Landeskirche, 6570 Katholiken, 599 Juden und sonstige. Nach dem Anteil der Katholiken an der Stadtbevölkerung dürfte die Zahl der Außenseiter nur 5700 betragen; da aber der Katholizismus Berlins am stärksten in den proletarischen Volkschichten vertreten ist, wird er auch von der proletarischen Freidenkeragitation schwerer betroffen.

Polen und die Mission. Gegenwärtig sind in den Missionen 69 polnische Priester tätig, von denen 49 zu verschiedenen religiösen Kongregationen in den einzelnen Apost. Bistümern gehören. Zwei Missionsbezirke sind poln. Missionären anvertraut: das Apost. Bistum Breslau in Südafrika, wo 40 polnische Jesuiten tätig sind, und ein Teil des Apost. Bistumtes von Hengting-Tu in China.

Italien. Im kommenden Mai wird die Feier des 40. Jahrestages der Enzyklika *Rerum novarum* stattfinden. Sie wird im Dienste der kath. Aktion stehen. Besonders ins Auge gesetzt wird die Sonntagsruhe und Sonntagshilfe.

Frankreich: Ein Sühnedenkmal für die hl. Jungfrau von Orleans wurde in Beauvais errichtet an dem Orte, wo ihr so großes Unrecht geschah.

Im Pariser Priesterseminar studieren gegenwärtig 112 spätberufene Priesteramtskandidaten, die früher 3. S. hervorragende Stellungen in der Welt bekleidet haben. Besonders zahlreich vertreten sind darunter Offiziere: 1 ehemaliger Oberst, 1 Bataillonskommandant und 6 Hauptleute, 12 Oberleutnants, 26 Leutnants und 4 Marineoffiziere. Ferner sind zu nennen 5 Techniker, 5 Ingenieure, 6 Advokaten, 1 Finanzinspektor und 1 Fabrikdirektor.

Im Priesterseminar von Meß (Lothringen) besteht schon seit einigen Jahren ein höherer militärischer Vorbereitungskurs in der Dauer von zwei Jahren, der die Alumnen auf die Kriegsschule vorbereitet. Dieser Lehrgang, von einem Hauptmann und einem bis zwei Unteroffizieren abgehalten, nimmt im ersten Jahre 3, im zweiten Jahr wenigstens 4 Wochenstunden in Anspruch und besteht aus theoretischen und praktischen Übungen, für welche vom Militär Uniformen, Gewehre, Maschinengewehre usw. zur Verfügung gestellt werden. Die Übungen finden im Seminarhof, im

Sommer ganztägig auf einem Übungplatz bei Meß statt. Abgeschlossen wird der Kurs durch ein Examen.

Im November vorigen Jahres wurde für jene Alumnen, die als Reserveoffiziere ins Seminar zurückkehren, ein militärischer vervollkommenungskursus eingeführt. Der vorjährige Versuch dazu war gescheitert, weil alle Alumnen bis auf drei die Teilnahme verweigerten. Dieses Jahr sicherte man sich zuerst die Zustimmung des Mezer Bischofs; darauf folgte eine Überzeugungsrede des Superiors, in der die Alumnen aufgefordert wurden, einen möglicherweise nahenden neuen Krieg vorbereiten zu helfen und „ihre Pflicht“ zu tun; dann mußte ein jeder Seminarist sich einzeln dem Superior vorstellen und im Fall seiner Weigerung, an dem Kurs teilzunehmen, die Ursache angeben. Trotzdem weigerten sich von 14 Alumnen 7; da man aber in Meß 4 an dem Kurs interessierte Kapläne fand, wurde er dennoch eingeführt. Er besteht aus bereits 2 stündigen Konferenzen, die etwa alle 14 Tage stattfinden. Auf ein Jahr umgerechnet, nimmt jetzt die militärische Ausbildung durchschnittlich 10 Wochenstunden in Anspruch; die Philosophie wird in einem Jahr 6 Wochenstunden, die Kirchengeschichte während zwei Jahren 5 bzw. 2 Wochenstunden, auf ein Jahr umgerechnet also 7 Wochenstunden gelehrt.

Moderner Fetischismus. Wo der Glaube schwach wird, kehrt der Übergläubische ein — für diese alte Weisheit bietet die Gegenwart mit ihrer Gläubensfeindlichkeit und weitgehenden religiösen Gleichgültigkeit die klarsten Zeugnisse. Es ist nicht nur eine snobistische Mode, sondern ein Zeichen für tiefgreifende abergläubische Regungen im „aufgeklärten“ modernen Menschen, wenn es heute in gewissen Kreisen nahezu schon zum guten Ton gehört, ein sog. „Mascottchen“ zu besitzen, eine Art Fetisch, an dessen Besitz nach der Meinung der Übergläubischen das Glück im Leben und in den mannigfachen Unternehmungen des Berufes gebunden ist. Die Stoffpuppen, die an den Rückenstern so vieler Autos baumeln, gehören meist in dieses Kapitel; der Besitzer hofft sich von dem Mitführen eines solchen Fetisch offenbar die Bewahrung vor Unfällen. Ganz besonders beliebt sind Glücksfetische natürlich bei Spielern.

So berichtet das „Neue Wiener Journal“ aus dem Spieltasino von Deauville, daß man auf den grünen Tischen der

Prunkräle neben den Spielern die seltsamsten Gegenstände liegen sehen kann: Hufeisen, ausgestopfte Eidechsen und andere Reptilien, Haarbüschel usw. Zu den seltsameren Fetischen, die man dort gesehen hat, gehörten z. B. ein durchlöchertes Geldstück, eine Elefantenschnauze, ein Tigerzahn, ein Hosenknoß, ein Seeaal, Haare einer schwarzen Käze usw. Die Schauspieler sind immer schon ihrer abergläubischen Neigungen wegen bekannt gewesen; neu ist nur, daß sich heute die Tagesblätter mit großem Wohlbehagen in den Fetischglauben der verschiedenen bekannteren Bühnenkünstler vertiefen: ein Zeichen dafür, daß im Publikum für diese Art Übergläubischen großes Interesse und die größte Bereitschaft zur Nachahmung besteht.

Mode für Hunde. Der frivole Übermut jener noch immer allzuvielen, die, glücklich im Besitz eines entsprechenden Vermögens, für die Not der Menschen in dieser Zeit blind und fühllos sind, ist raffiniert erfinderisch. Die neueste „Kreation“ der begüterten Langeweile ist eine Mode für Hunde. Im „Neuen Wiener Journal“ schilderte das eine frige Journalistin u. a. folgendermaßen:

„An regnerischen Tagen trägt der elegante Hund einen Trenchcoat. Dieser ist aus wasserdichtem Stoff von graugrüner oder brauner Farbe und mit Flanell gefüttert. Pullovers gibt es in allen Farben, manche sind in zwei Tönen mit andersfarbiger Halskrause. Damit sie recht warm halten, haben die meisten Pullovers kleine Beinstulzen angestrichen. Der Tuchmantel des Hundes ist zwar sein elegantes Kleidungsstück, aber nicht so warm wie die Pullovers und nicht so wetterfest wie Trenchcoats. Dieser, fast könnte man sagen, Nachmittagsmantel, wird heuer aus dunkelblauem Tuch mit roter oder gelber Einsäumung gemacht und ist mit kleinen goldenen Matrosenknoßchen zu schließen.“

Wie viele Arbeitslose wird es in diesem Winter geben, die weder an regnerischen, noch an „trockenen“ Tagen einen warmen Überrock tragen können? Aber, getrost, dafür gibt es Hunde, die als elegantes Kleidungsstück einen Nachmittagsmantel mit Matrosenknoßchen haben! „Die Modeschrift für Halsbänder ist besonders streng.“ Wer mag das wohl sein, der so strenge Vorschriften erläßt? „Fast für jede Rasse werden andere Bänder und Geschirre angefertigt, die in Farbe, Material und Ausführung ganz verschieden

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der
Mariannhiller Mission

Nummer 2

Februar 1931

49. Jahrgang

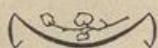
Lichtmeß

Von Kerzen strahlt die weite Gotteshalle,
Um dunkle Säulen loht ein gold'ner Schein,
Nun öffnet euch, ihr Pforten, denn für alle
Soll heut' ein großer Tag des Lichtes sein!

Wie lang', lang ihr Seelen, wollt ihr noch allein
Im Todesschatten nach der Sonne weinen,
Wann endlich läßt ihr tief in euch hinein
Den Friedensstern des Gotteskindes scheinen?

Er hat ein Meer von Glanz und Glut entzündet,
Das blendend fließt um der Altäre Schrein,
Heut' wird es euch und allem Volk verkündet:
Heut' soll ein großer Tag des Lichtes sein.

Dr. E. Breit



Februar

Von M. A.

Fn meiner Heimatkirche sang man alljährlich an Lichtmeß ein ganz altes Kirchenlied. Wir Kinder freuten uns, sobald die Orgel es einspielte und dann klang es aus vollen Kehlen: „Maria ging geschwind mit ihrem lieben Kind, von Bethlehem zur Stadt Jerusalem und trug zum Tempel ein das zarte Jesulein.“

Dann sang das Lied weiter von Simeon, dem greisen Priester und seiner Weissagung, vom Opfer Josephs und Mariens und zuletzt von Anna, der frommen Seherin. Soviel das Lied auch erzählte, ich wußte und sah nur eines: den ehrwürdigen Priestergreis mit dem langwällenden, weißen Bart, in den Armen hielt er das göttliche Kind. Die tiefen Seheraugen unter den weißbuschigen Brauen schauten in unbegrenzte Fernen, in Ewigkeiten, von wo ihm sein Wissen kam. Und von seinen Lippen flossen die seligkeitstrunkenen Worte: „Nun laß, o Herr, deinen Diener in Frieden scheiden, denn meine Augen haben das Heil geschen.“ Das Heil der Welt! Ich verstand damals noch nicht den vollen Sinn dieses Wortes. Aber, daß Simeon mit dem Gotteskind in den Armen unsagbar glücklich sein mußte, das war mir sonnenklar. Fast schaute ich mit heiligem Neide auf ihn und in meiner Seele wuchs der stille Wunsch: O, daß auch ich nur einen Augenblick das Gotteskind liebe-warm in meinen Armen bergen könnte!

Seitdem sind Jahre entchwunden und längst wurde mir klar, daß wir Spätgeborene in Wirklichkeit nicht weniger glücklich sind, als Simeon. Wir dürfen das Heil der Welt zwar nicht mit leiblichen Augen schauen, dafür aber: dürfen wir es aufnehmen in unser Herz, Tag um Tag dürfen wir ihm Heimstätte, lebendige Monstranz sein. Sind wir nicht begnadeter, nicht reicher als Simeon, der das holde Gotteskind nur in seinen Armen trug? Ja, wir sind glücklich, wir, die wir schon im Lichte des wahren Glaubens wandeln.

Seit ich die Kinderschuhe abgestreift, greift mir alljährlich an Lichtmeß das andere Wort Simeons in die Seele: „Ein Licht zur Erleuchtung der Heiden.“ Als der greise Seher so sprach, lag die Welt noch im Argen, nachtschwarze Dunkelheit umhüllte die Völker, ihr Sehnen nach Licht wuchs riesengroß, stöhnte sich weh und wund in wühlender Qual. Und nun leuchtete der Stern über Bethlehem, schon strahlte er in Jerusalem. Dann suchte das Licht weiter seinen Weg auf allen Straßen und Städten des Judenlandes und weiter und weiter über seine Grenzen hinaus. Jahrhunderte kamen und gingen und „das Licht zur Erleuchtung der Heiden“ erstrahlte in den verschiedensten Zonen. Und doch, Simeons Prophezeihung ist noch nicht in ihrer ganzen Tiefe in Erfüllung gegangen. Noch schmachten Millionen und Abermillionen in der Finsternis, in der Nacht des Heidentums. Ihnen strahlt kein Himmelslicht von

Bethlehem, sie kennen keine gloriaumklungene Weihnacht, ihnen leuchtet noch nicht auf der Stern der Weisen.

Vielleicht fragen wir uns manchmal: warum wirkt der Allmächtige an ihnen nicht das Wunder der Gotteserkenntnis? O, er könnte es. Ein einziger Strahl seines Lichtes, und alle, alle wären sein Eigen. Doch Gottes Wege und Gottes Gedanken sind andere als die unseren. Nicht durch Wunder und Gewalt will er sich die Herzen erobern. Nein, er verlangt von den Getreuen, die sich bereits zu ihm bekennen, daß sie sein Licht hinaustragen in alle Welt und ihm Menschenseelen gewinnen.

Auch wir, auch du und ich, sind dazu berufen. Nicht nur die nächste Umgebung sei der Wirkungskreis. Nein, unser Interesse, unser heiligstes Interesse für Gott muß weite, weite Kreise ziehen. Auch die Glutwüsten Afrikas, die abgeschlossenen Gebiete Indiens und Chinas muß es umspannen, denn ganze Völker seufzen dort noch nach dem Lichte zur Erleuchtung der Heiden.

Ich kann nicht Missionar werden, nicht Missionsschwester, sagst du. Im wörtlichen Sinne mag das sein. Und doch kannst du, mußt du Gottes Bote sein, mußt Gottes Lichtträger werden. An jeden ergehen wieder andere Forderungen. Da sind die Glückgesegneten und Reichen; sie sind dazu berufen, der Mission die nötigen Geldmittel zu stellen. Es ist das nicht mehr als eine billige Abgabe an das Reich Gottes. Und leistet jeder nach seinen Kräften, so wird es möglich, dieses immer weiter zu verbreiten, neue Missionsstationen zu gründen und zu unterhalten, um viele, viele seeleneifrige Missionare hinauszuschicken, denn Gottes Weinberg ist groß und der Arbeiter sind so wenige. Und kannst du nicht Großes schenken, auch die Gabe der Witwe zählt, auch die Opferpfennige der Kinder.

Hast du nicht Geld und Gut, so lautet Gottes Forderung an dich anders. Die große Aufgabe ist da, du mußt sie erfüllen helfen. Und schau, es ist etwas wundervolles, mitzuwirken an der Durchführung großer, erhabener, ewiger Ziele. Versuche es einmal und du wirst finden, wie sich dein Denken weitet, dein Herz höher schlägt und alle, alle, die dir bis jetzt ferne standen, seelennah werden und du alle in heiliger Liebe umfängst und dadurch Gott immer näher kommst. Wie aber kannst du dieses Ziel verwirklichen helfen? Du kennst vielleicht einen Missionar in fernen Landen. Doch sieh, Tag um Tag kannst du, obwohl ländereweit getrennt, mit ihm leben, ihm Missionshilfe leisten. Schicke ihm all deine kleinen und großen Opfer. Du mübst dich vielleicht in Sommerhitze, möchtest unwirsch werden; opfere den Schweiß für ihn, der vielleicht in der Glutsonne Afrikas zu erliegen droht. Unterdrücke ein unliebes Wort, daß seine Worte willige Herzen finden. Du liegst schlaflos in brennenden Schmerzen, deine Geduld, die du Gott zu liebe übst, wird ihm Geduld und Kraft zu seiner oft aussichtslosen, aufreibenden Tätigkeit geben. Und kennst du keinen Missionar, so unterstütze den, der deiner

Hilfe am meisten bedarf. Deine Opfermission kannst du noch wirksamer machen durch Gebetshilfe. So viele Stunden hat der Tag, nur fünf Minuten, wenn du täglich Gott bitten wolltest um seinen Gnadenseggen für seinen Weinberg in den Heidenländern. Ist dir auch dieses noch zu viel, nur einmal, wenn du wenigstens mit vollem Bewußtsein am Morgen oder am Abend flehen würdest: „Zukomme uns dein Reich!“ Ja, zukomme uns dein Reich, dein Reich der Wahrheit und des Lichtes.

Und wenn du so wirkst Jahr um Jahr, du und ich und all die andern, all: die tausenden, die schon im Lichte gehen, so müßte doch einmal, o ja, einmal müßte Simeons Weissagung ihre volle Erfüllung finden. Dann könnten alle mit ihm beten, das schönste Abendgebet, das je über Menschenlippn ging:

„Läß uns, o Herr, in Frieden scheiden,
Denn unsere Augen haben dein Heil gesehen,
Das Licht zur Erleuchtung der Heiden
Und zur Verherrlichung deines Volkes Israel.“

„Denn meine Augen haben gesehen dein Heil..“

Von M. A.

Wir wissen nichts aus dem früheren Leben des greisen Simeon. Und doch wird es nicht anders gewesen sein, daß auch er als Suchender und Kämpfer den weiten Erdenweg gewandert ist.

Auch sein Lebensbaum stand einmal in hoffnungsvollem Grün. Dann aber riß ihm der Sturm mit rauher Hand all die leuchtenden Blätter herab. Auch ihn umbrandete das Leben, das Leben voll Leid und Freud — doch wissend wurde er, daß Menschentrost unzulänglich, daß alles, alles eitel ist unter der irdischen Sonne. — —

Doch eine selige Hoffnung, die konnte ihm nichts und niemand rauen, die trug er als Heiligstes in tiefster Seele.

Und jemehr ihm auch die Jahre äußerlich nahmen, um so stiller wurde es in ihm, um so reifer wurde er für das Schauen des Ewigen. Sein Leben war nur mehr ein Lauschen auf Gottes Stimme, ein stetes Warten und Bereitsein auf die Offenbarung Gottes. — —

Und einmal — in heiliger Stunde — ward ihm die Offenbarung. Er wird nicht sterben, bevor er das Heil Israels gesehen. Auf Antrieb des heiligen Geistes ging er in den Tempel. O, wie mag das Herz des greisen Priesters jugendfroh geschlagen haben! Wie mögen seine am Leben müdgewordenen Augen hell aufgeleuchtet haben in überirdischem Glanze! Da stand nun der Hochbegnadete und hielt in seinen ehrwürdigen Armen den einzigen Trost seines Herzens und den Trost seines Volkes Israel. Ja, seines Volkes, das wohl auch sich wund stöhnte nach dem



„Denn meine Augen haben gesehen dein Heil, das du bereitet hast
angesichts aller Völker.“

Lichte, dessen Augen aber geblendet waren durch den täuschenden Glanz des Irdischen und das darum sah und doch nicht sah. — —

O, daß wir doch nicht zu den von den Irrlichtern des Lebens Blindgewordenen zählten, daß unsere Augen sehend blieben für das himmlische Licht! Daß wir im lauten Lärm des Lebens das stille Lauschen auf Gottes Stimme nicht überhörten, daß wir in all den gleißenden Hoffnungen die tiefste Sehnsucht unserer Seele nicht erstickten, damit auch uns wie dem greisen, heiligen Simeon das Heil wird!

Die Technik im Dienste der Mission

Auf der Schlußversammlung der vorjährigen Katholikenversammlung in Münster hielt Kardinal Dr. Faulhaber eine gewaltige Rede, die Widerhall in der ganzen Welt fand. Durch Rundfunk wurde sie weithin getragen. Und herrlich waren die Worte, die der Kirchenfürst gefunden zu dem Thema Mission.

„Wir Katholiken können die neuzeitliche Technik zum größten Missionar des Reiches Gottes machen.“ Der hl. Paulus würde heute seine Missionsreisen mit dem Flugzeug machen, sagte er. Auch vom Wanderkatecheten in der Diaspora sprach er, der auf dem Motorrad mehr Stationen besuchen könne als seine Vorgänger in der dreifachen Zeit. Vom Missionsbischof, dem durch den Kraftwagen neue Gebiete erschlossen seien.

Wer wollte sich wundern über solch zeitgemäße Haltung eines Bischofs, dessen Wahlspruch lautet: „Vor temporis, vor Dei!“ Was Ruf der Zeit ist, ist Gottes Ruf! Was wirkliches (nicht eingebildetes) Bedürfnis einer Zeit ist, ist damit auch als Wille Gottes zu erfassen. Industrie, Technik und Verkehr geben unserm Zeitalter ihr Gepräge. Sie haben das Weltbild in hundert Jahren grundstürzender umgestaltet als 18 vorhergehende Jahrhunderte. Können wir Katholiken bei der Lösung unserer Aufgaben auf die neuzeitlichen Waffen der Technik verzichten, deren sich die Kinder dieser Welt in verschwenderischem Maße bedienen und mit denen sie uns bereits Riesenverluste zugefügt haben? Gewiß kämpft auf unserer Seite Gott selbst und in seiner Wahrheit und Gnade sind wir unüberwindlich. Das kann uns aber nicht das Recht geben, den Ruf der Zeit zu überhören; die Technik mit ihren gigantischen Erfindungen zum größten Missionar des Reiches Gottes zu machen. Denn dieser Ruf ist Gottes Ruf! Man hat unsern hl. Vater, Papst Pius XI., den Missionspapst genannt. Die Ausbreitung des Reiches Gottes soll nach seinem Willen allen Katholiken innerste Herzensangelegenheit sein. Kein Zeitalter vor uns war so imstande, „hinauszugehen in alle Welt und alle Völker zu lehren.“ Denn niemals hätte die Technik unsern Glaubensboten so zu Hilfe kommen können, wie heute. Unsere Christenpflicht ist es also, das Werk der Heidenbefreiung zu betreiben mit allen Hilfsmitteln der Neuzeit. So gilt es vor allem, die Arbeiter in den Weinberg des Herrn auf den Flügeln der Technik heranzubringen!

Welch ein Aufwand an Lebenskraft und kostbarster Zeit wird heute noch von unsern heldenhaften Glaubensboten vertan auf wochenlangen Missionsreisen mit 20 Zugtieren vor einem einzigen Gespann! Mehr als hundert Kilometer durch hohen, brennenden Wüstensand hindurch! Welch ein aufreibendes Bemühen, sonntäglich 15 Stunden lang die Ruder auf dem Ganges zu regen, wie mir ein britischer Indienmissionar berichtet! Wahrlich, im 20. Jahrhundert sollten unsere Missionare nicht mehr den Großteil ihrer Zeit auf kraftverzehrende Reisen verwenden müssen, anstatt Zeit und Kraft der eigentlichen Befreiungsarbeit zugute kommen zu lassen. Würde sich nicht die gewaltige Ersparnis an zwei so entscheidenden Missionsfaktoren durch verbesserte Verkehrsmöglichkeiten in erhöhten Befahrungsziiffen ausdrücken? Würde sich nicht vielfach anstelle eines niederdrückenden Ohnmachtsgefühls verstärkte Berufsfreudigkeit einstellen bei den Missionaren, denen

sich neue Gebiete erschließen und denen neue Erfolge winken, wenn sie das Gefängnis sprengen könnten, in dem sie bei den mangelhaften Verkehrsverhältnissen leben? Würde sich nicht der Aktionsradius jedes einzelnen verzehnfachen? Das 20. Jahrhundert, das die Technik vielfach bis zur unsozialen Ausschaltung menschlicher Arbeitskraft entwickelt hat, müßte Verständnis haben dafür, daß auch die katholische Missionsarbeit soweit als tunlich mit dem Motor jene Vorbedingungen schafft, die beim „Wettbewerb“ um die Heidenseelen den Erfolg erleichtern! Wie oft ist auf Christi Wort verwiesen worden: „Die Ernte ist groß, der Arbeiter aber sind wenige!“ In der Tat: Zwölftausend Millionen Heiden bieten ein fast unendliches Erntefeld für nur zwölftausend priesterliche Schnitter. Das sollte von selbst den Entschluß nahelegen, „die Technik zum größten Missionar des Reiches Gottes zu machen“, an Hilfsmitteln alles aufzubieten, um die ungeheure Erntearbeit der Zwölftausend schneller zu bewältigen. Am allerwenigsten aber dürfen die Reihen dieser tapfern Schar immer wieder gesichtet werden durch grausame Verluste, die sich vermeiden ließen.

Und gerade unter diesem Gesichtswinkel ist die Heranziehung der Technik in den Missionen ein zwingendes Zeitbedürfnis. Die Technik muß Abhilfe schaffen, wenn eine einzige Gesellschaft in wenigen Jahren zehn wackere Streiter im Südlichen Ozean beim Zwischeninselverkehr durch Ertrinken verliert (Bericht der Croix). Sie muß eingreifen, wenn eine andere Gesellschaft auf einem einzigen Strom Nordamerikas ebenso viele Opfer beklagen muß, die der Fluß auf seinen Wellen ins Eismeer trägt. Man vergesse nicht, daß jeder von ihnen 14 Jahre lang ausgebildet wurde, daß große Summen an jedem aufgewandt wurden, daß seine Familie um jeden von ihnen bittere Abschiedstränen geweint hat, bevor er seinen Fuß ins fremde Land setzte. Der Ruf der Zeit verlangt, den „Märthren der Kälte“, wie Pius XI. einmal die Missionare im ewigen Eis und Schnee Nordamerikas genannt hat, ihr heroisches Entzagungsleben in der Einsamkeit erträglicher zu gestalten durch Verbesserung der Nachrichten- und Nachschubverhältnisse.

Solche Erwägungen haben die Gründung der Missions-Verkehrs-Arbeitsgemeinschaft veranlaßt. Zahlreiche Missionsgesellschaften haben sich in ihr eine technische Organisation gegeben, welche die Beschaffung neuzeitlicher Verkehrsmitte für die Weltmission als ihre Aufgabe betrachtet. Sie wußten am besten, wie viel Lebensgefahren den von ihnen herangebildeten und ausgesandten Gläubigenboten drohen; sie erkannten am klarsten, was die gesuchte Kraft, das gerettete und verlängerte Leben, die gemilderte Einsamkeit, der verbesserte Nachrichten- und Nachschubdienst in den Missionen bedeuten. An diesem Zusammenschluß, an diesem geschlossenen Vormarsch beteiligten sich aber auch die weltlichen und kirchlichen Behörden, die dem zeitgemäßen Werf ihren Segen gaben und tatkräftige Förderung angedeihen ließen. An den geistlichen Werken der Glaubensverbreitung fand die Gründung starken Rückhalt, weil sie einhahen, daß die Lösung der Missionsverkehrsfrage ebenso wenig ihre Aufgabe sein konnte wie beispielsweise die Ausbildung von Missionsärzten. Und das katholische Volk Deutschlands? Es vernahm den Ruf der Zeit und folgte ihm. Es ersaßte, daß „wir die Technik zum größten Missionar des Reiches Gottes machen könnten.“ Tausende missionsbegeisterter Katholiken, zahlreiche katholische Vereine schlossen sich der „Miva“ als Mitglieder an und entrichteten freudig ihren Jahresbeitrag. Selbst Nichtkatholiken bewiesen ihr Interesse und förderten nachdrücklich das katholische Missionsunternehmen. Ein Protestant schenkte das erste Flugzeug. Protestantische Zeitungen verlangten, im eigenen Lager das katholische Beispiel nachzuahmen. Sie bewunderten unverhohlen ein Werk, dem sich selbst der berühmte Ozeanflieger Hauptmann Köhl ehrenamtlich zur Verfügung stellte. Sie sprachen mit Anerkennung von dem Gründer der „Miva“, dem deutschen Ordenspriester P. Schulte, der selbst Flieger ist. Augenblicklich weist er mit dem zweiten Flugzeugführer der Gesellschaft, Herrn Gertis, in Südwest-Afrika, woselbst ein Missionsfilm der „Miva“ gedreht wird. Die großen Schifffahrtslinien und zahlreiche angehobene deutsche Firmen wandten der jungen Gründung ihre Sympathie und Hilfe zu. Neuestens konnten wir zu einem vorteilhaften Abkommen mit der Weltfirma Ford gelangen, das die Lösung des Missionsverkehrsproblems einen bedeutenden Schritt vorwärts bringen wird. Darnach wird die „Miva“ sich der gleichen Vorteile erfreuen, wie sie das „Rote Kreuz“ seitens dieser Firma auf der ganzen Welt genießt. In kürzester Frist werden dann überall unsere Missionare die Wagen im Besitz haben,



Der Hochwürdigste Herr Bischof
Dr. Josef Kumpfmüller, Bischof von Augsburg

Photo-Verlag Gebr. Martin, Inh. K. Ressler, Augsburg

für welche die „Miva“ als Zentraleinkaufsstelle Auftrag gibt. Die schnellstens gelieferten Ersatzteile beschafft sie allen Missionaren zu sehr herabgesetzten Preisen. Bisher konnten wir 16 Automobile in den Dienst der Kirche stellen und 5 Motorboote. In drei Jahren! Bis Ende dieses Jahres wird unsere Flagge in Ostasien, in Australien, in Indien, in Südafrika und Südamerika wehen.

„Der Ruf der Zeit ist Gottes Ruf!“ Wir könnten die Technik mit ihren gigantischen Erfindungen zum größten Missionar des Reiches Gottes machen, also wollen wir herhaft vom Gedanken zur Tat schreiten. Unser Glaube an die Hilfe des katholischen Deutschlands beim Ausbau des neuzeitlichen Missionsverkehrsunternehmens gründet sich auf zahlreiche Zustimmungen, die uns zugingen. Sie sind begeistert von dem Gedanken, die Technik in den Dienst der Kirche zu stellen, wie es unsere Gegner tun bei der Verbreitung ihrer Weltanschauung. Auch sie wollen helfen, durch Flugzeuge, Automobile, Motorboote drahtlose Telegraphie das Reich Gottes auszubreiten.

In Köln, Brandenburgerstraße 8, Mariannhiller Mission, befindet sich eine Filiale der sog. „Miva.“ Interessenten werden hier die nötigen Aufschlüsse erhalten.

Auch für die Schweiz besteht eine Geschäftsstelle: Pfarramt St. Maria, Franziskanerkirche, Luzern.

Ein Katholikentag in der Mission

Um 1. bis 5. Januar 1931 tagte auf der Mariannhiller Missionsstation Lourdes in Südafrika die dritte Jahresversammlung des Afr. kathol. Volksvereins (C. A. U.) und der 8. sog. soziale Kurs.

Diese Kurse wurden von dem Soziologen und Menschenfreund P. Bernhard Hüß RMM. ins Leben gerufen. Sie dienen der Schulung der Eingeborenen für das Verständnis der sozialen Fragen und sollen das kathol. Bewußtsein heben und stärken. Wenn auch andersgläubige eingeb. Intellektuelle Zutritt zu diesen Tagungen haben und sich dabei der straffen Disziplin fügen, hat dies bis jetzt keine nachteiligen Folgen, wohl aber Vorteile und gegenseitiges Verständnis gefunden. Ja, durch das Studieren des Wesens des Katholizismus hat es gegeben und gibt es unter den andersdenkenden Freunden der sozialen Kurse stets Konversionen der Besten unter ihnen. Während dieser sozialen Woche konnte die erste Generalversammlung des kath. Volksvereins abgehalten werden. Im Bifariat Mariannhill, Natal und Kronstadt waren schon vor Jahren kath. Vereine gegründet worden. Das Überhandnehmen bolschewistischer Bestrebungen aber drängte zur Sammlung der bestehenden kath. Organisationen. Bereits im Jahre 1908 war der „Industrie- und Handelsverein der Afrikaner“ auf sozialistischer Grundlage ins Leben getreten und hatte im Laufe der Zeit weit über 100 000 Schwarze gesammelt.

Gegen diese Strömungen mußte ein Damm geschaffen werden. Kathol. Vereine bildeten sich zunächst. Im Jahre 1927 wurde auf einer Regionalkonferenz der kath. Oberhirten diese Fragen eingehend gewürdigt. Man war sich bewußt, daß die sozialen Fragen über Arbeit, Arbeitszeit, Lohn, Streik usw. nicht nur rein ökonomisches Interesse verlangten, sondern diese Angelegenheiten auch der Kompetenz der Kirche unterstanden (Enzykl. „Singulari quadam.“ Pius X., 24. 9. 1912). Daher beschlossen die Oberhirten, den kath. Volksverein für die Eingeborenen Südafrikas zu gründen. Dieser sollte alle kathol. Vereine umfassen. Sein Zweck war „Schutz und Förderung katholischer Grundsätze und Förderung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wohlfahrt der Afrikaner.“ Auf der ersten Tagung wurden verschiedene Wege gezeigt, die zu diesem Ziel führen konnten. Nach P. Sauter RMM. sollten es folgende sein:

- 1.) Schutz kath. Grundsätze in Schulfragen und wirtschaftlichen und politischen Leben der Afrikaner.
- 2.) Hebung des sittlichen Lebens der Afrikaner.
- 3.) Gesundheitspflege.

- 4.) Förderung der Landwirtschaft und Heimarbeit unter den Afrikanern.
- 5.) Gründung von Volksbanken.
- 6.) Gesetzlichen Schutz.
- 7.) Politischen Schutz.

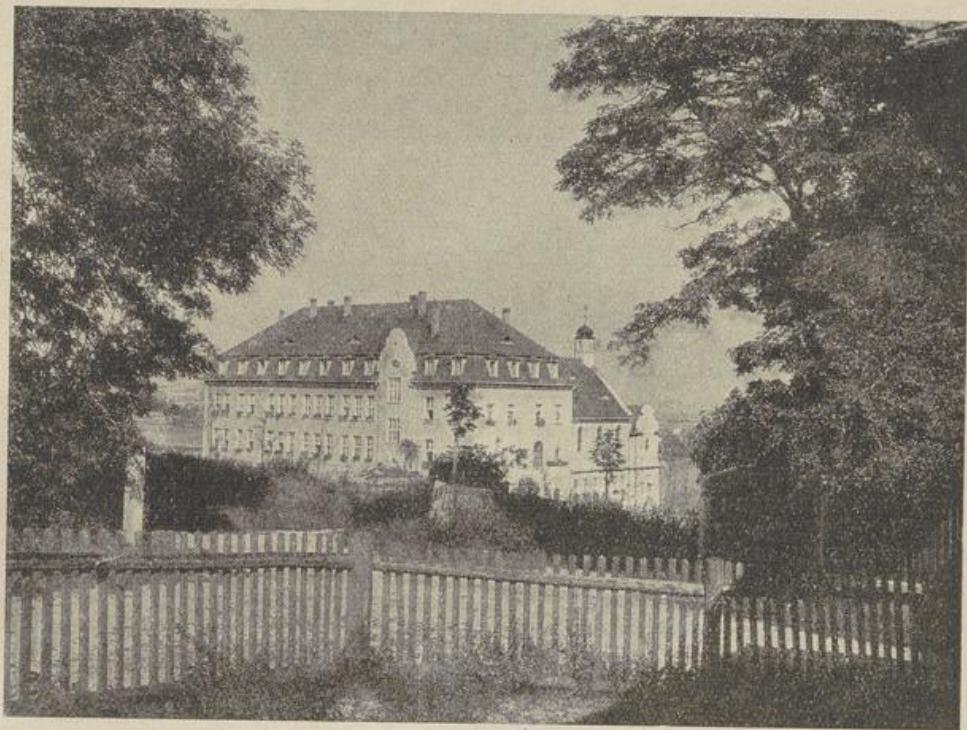
Der Vorstand der C. A. U. (Volksverein) hat vor allem die Aufgabe, die verschiedenen Vereine zu beraten, ihnen Richtlinien anzugeben, nach denen sie aufzubauen sollen und durch Schulung und Vorträge wenigstens die streb samen Elemente zu Führern auszubilden. Auf der dritten Generalversammlung wurde beschlossen, die kirchlichen Obern anzugehen, in jedem Bistum oder Präfektur einen Priester mit der Errichtung von Zweigvereinen zu beauftragen.

Von Vereinen, welche diese Union umfaßt, sollen folgende genannt sein: Kath. Lehrervereine, landwirtschaftliche Vereine, kath. Volksbanken, kath. corporative Vereine, kath. Frauen- und Mädchenvereine usw. Die einzelnen Vereine entsenden ihre Vertreter zu der jährlichen Tagung. Dort werden deren Referate entgegengenommen und in der eingeb. Zeitung publiziert.

Die Anfangsschwierigkeiten scheinen überwunden. Eine ungeheure Arbeit aber bleibt noch zu leisten, um das erst in den Anfängen des Christentums stehende Volk zur Mitarbeit heranzuziehen. Und das ist eine der Hauptaufgaben der Mission.

Missionsseminar St. Joseph

Ein kurze Wegstrecke von der ehemaligen freien Reichsstadt Nördlingen im schwäbischen Ries, steht, das Dörfchen Reimlingen beherrschend, das Mariannhiller Missionsseminar St. Joseph. Hier befinden sich missionsbegeisterte Knaben und Jünglinge von 14 bis 20 Jahren aus allen Gauen Deutschlands, die in seltener Einigkeit einem hohen, hehren Ziele, dem Priestertum und Missionsleben zustreben. Der Strom der Berufsgnade zu diesem heiligen Berufe ist auch in den heutigen Zeiten des krassen Materialismus noch nicht zum Versiegen gekommen. Und noch immer spricht der Herr im Dröhnen der Großstadt und im stillen Dörfchen zu seinem Auserwählten: „Folge mir nach!“ Und sie kommen, sie bringen ihren ganzen Eifer für ihren Beruf mit, sind opferbereit und streben voran auf Pfaden der Tugend und der Wissenschaft. An materiellen Gütern bringen die allermeisten recht wenig mit. Arm wie die Apostel sind auch sie und der liebe Heiland muß für sie sorgen, sorgen durch die Güte und Opferwilligkeit guter, oft selber sehr armer Wohltäter. Aber diese Geber wissen, daß das Scherlein der Witwe hochangesehen ist bei Gott, daß die Freunde der Mission sich geistlich Söhne großziehen, die mit dem Rüstzeug der Tugend und des Wissens dereinst auf das Kampffeld der Heidentwelt treten, um Gottes Schlachten zu schlagen, ihm Seelen zu gewinnen und die Finsternis zu verscheuchen. Das Missionsseminar ist eine Schule zur Heranbildung solcher Berufenen, welche die lautere Absicht haben, Missionspriester zu werden, und wissen, daß sie vom christlichen Volke unterstützt, sich dereinst für es opfern im Gebete und im Werke der Mission. An Ostern jeden Jahres öffnet sich die Pforte für neueinkehrende und schließt sich hinter solchen, die im Noviziat einen bedeutsamen Schritt näher dem Ziel ihrer Sehnsucht kommen.



Mariannhiller Missionsseminar St. Joseph, Reimlingen, bahr. Schwaben



Kapelle des Missionsseminars St. Joseph, Reimlingen

Jahresbericht der C. A. U.

Der Generalsekretär der C. A. U. (kath. Volksverein), B. Wallet Vilakazi, ein gebildeter Eingeborener, hat den Jahresbericht der C. A. U. vom Jahre 1929 zusammengestellt. Es ist dies eine Zusammenfassung verschiedener Korrespondenzen und Anregungen, die aus den verschiedenen Teilen Südafrikas einliefern. Der Grundgedanke der kath. Bewegung wird durch die Parole gekennzeichnet: „Durch die Grundsätze der C. A. U. Afrika den Afrikanern!“ In Weiterem referiert Wallet in der „Umafrika“, der Eingeborenenzeitung in Zulusprache, die in Mariannhill herauskommt.

Das Jahr 1929 war ein Jahr großer Erwartungen, großer Aussaat und großer Bestrebungen. Warum?

Die Erwartungen: Die Teilnehmer der Union, ob Katholiken und Andersgläubige, haben sich voll Eifer versammelt und waren bestrebt, sich das Wissen der Redner zu eigen zu machen, gegenseitig ihre Erfahrungen auszutauschen und das systematische Vorgehen zu studieren. Verschiedene Ausschüsse sind beauftragt worden, mit bestimmten Arbeiten, von denen die wichtigste gewesen, die Anerkennung und Eintragung der kath. Union bei den Behörden durchzuführen.

Mit Interesse verfolgten die Anhänger der Union die Arbeiten ihrer Vertrauensmänner, welche die Geschäfte im Jahre 1929 zu führen hatten. Kritik und Lob fehlten nicht. Verhandlungen über Neuwahlen sind im Gange. Der demokratische Geist, der sich in der Union bemerkbar macht, erwartet, wie in einer Vertrauensmänner sitzung erwähnt wurde, daß auch die Frauen in den Vorständen und Ausschüssen der einzelnen Bistariate vertreten seien, ebenso im Zentralausschuß.

Die Berichte, die der Hauptausschuß der C. A. U. erwartet, sollen den Fortschritt in der Verständigung zwischen Schwarzen und Weißen systematisch darstellen und das Zusammengehen mit den kirchlichen und weltlichen Behörden. Um dies mehr zu verwirklichen, empfiehlt der Hauptausschuß den Führern der Zweigverbände Südafrikas, sich vertraut zu machen mit den Forderungen und Aufgaben des Tages und deren Entwirrung durch größeres Entgegenkommen ohne nationalistische Anwandlungen, die manchmal einseitig sein können.

Die Aussbreitung: Zu keiner Zeit in der Geschichte der eingeb. Katholiken Südafrikas zeigte sich eine solche soziale Entwicklung, wie im Jahre 1929. Es soll nur hingewiesen werden auf die vielen erfahrenen Schriftsteller und Anfänger, die Beiträge für „Umafrika“ (Zeitung in Zulu) lieferten. Diese Mitteilungen brachten viele Städte, Dörfer, Landesteile zum Erwachen. So sind in der Kap-Provinz in den Bezirken Alival-Nord, Mariazell, Lourdes usw. große Fortschritte zu verzeichnen. Wir erinnern nur an Monigr. Demont, an die Patres Beierle, Hanisch, Weinmann, Ruthig. Im Oranje-Freistaat, in Kronstadt, Bethlehem wird glänzend und vorbildlich gearbeitet. Im Ersteren ist die Emanzipation der Katholiken geradezu notwendig. Der eucharistische Kongreß in Durban (1930) führte zur Gründung eines starken Zweigvereins, der C. A. U. in Transvaal unter Führung Ramohane und Zulu. Sie hatten harte Kämpfe durchzumachen, bis sie sich durchsetzen.

Erwähnt soll noch werden Seine Gnaden, der Bischof O'Leary, der die Bemühungen der C. A. U. in seinem Bistariate gut geheißen hat; auch erwähne ich die beiden Patres Saccadas und Homerich O. M. I. Zum Abschluß dieses Abschnittes sei noch gesagt, daß Natal eine geschichtlich denkwürdige Tat vollbrachte in Durban, Mariannhill, Pietermaritzburg, Newcastle und Waschbank. Das Er scheinen der Hochwürdigsten Herren Bischöfe Fleischer und Delalle, und des Hochw. Herrn Präfekten Klerlein auf diesem sozialen Kursus sind von Bedeutung gewesen. Die Anstrengungen und Bemühungen der Patres Huß, Kerautret, Sauter, Coupe sind allgemein bekannt, und auch die Leistungen der Herren Mtwa, Ketswa, Zulu, Wessley, Ramohane, Mkulisi, Plaakie, Matebe, Made, Gomedé verdienen Lob.

Die Bestrebungen: In allen Zweigvereinen, ob erwähnt oder nicht erwähnt, entstanden Volksbanken, z. B. die Mariannhiller Volksbank, Farmervereine (C. F. U.), Mäzigeitsvereine, Jungmänner- und Jungfrauenvereine,



Aussendung der Apostel
Deckengemälde im Missionsseminar St. Joseph, Neimlingen

Arbeitsgemeinschaften, z. B. in Kronstadt. Neben diesen vielen Einrichtungen entstanden auch Versicherungs-Gesellschaften, z. B. in Transvaal.

Das Jahr 1929 ist ein Markstein in der angestrebten, aber noch nicht verwirklichten kath. Aktion, zu der man so oft auffordert. Zeugnis gibt die Leitung der Spalte in der „Umafrifa“ für die Lehrer durch S. Mfulisi, den Vorsitzenden der Lehrervereinigung. Und war es nicht ein Führertalent, das die „Tante Maria“ inspirierte, die Leitung des Teiles für die Kinder zu übernehmen. Endlich beginnt auch die unverdrossene Arbeit des P. Huß, die er in den Vorträgen für das kath. Volk leistete, ihre Früchte zu tragen, da jetzt auch die kath. Eingeborenenführer in den Vordergrund rücken. Hinter den Kulissen arbeitet ein verborgener und einzigartiger Berater(reformer) — Hochw. P. Sauter. — Ohne Zweifel haben seine Anstrengungen im Verein mit denen vieler anderer Priester dort, wo sich die Interessen der Kirche und des christlichen Volkes so eng berühren, den rechten Weg gefunden und die Pflichten der Klugheit gelehrt. Diese Priester gingen unter das Volk und übten einen heilsamen Einfluß auf dasselbe aus, wobei sie sich seiner gegenwärtigen Lage anpaßten.

Anregungen und Entschlüsse: 1. Da dem Hauptausschuß die Leitung aller Vereinigungen obliegt, so warnt er alle Töchtervereinigungen vor dem Übersenden irgend einer Entschließung an die Regierungsbehörde ohne Kenntnis und Zustimmung des Hauptausschusses oder des geistlichen Beraters.

2. Die Entscheidung des Hauptausschusses oder der Generalversammlung sind endgültig. Jeder und auch jede Vereinigung oder Gruppe soll beim Entschied verharren, und die Vertrauensmänner werden von dem Hauptausschuß dem Generalrat oder der Generalversammlung über die Ausführung solcher Entschlüsse zur Rechenschaft gezogen.

3. Die Vertrauensmänner der verschiedenen Zweigvereinsvorstände der C. A. U. werden aufgefordert, gründlich das Wesen der C. A. U. zu studieren, um allen Missverständnissen zuvorzukommen oder sie beizulegen. Sie sollen an den sozialen Kursen teilnehmen, und das Wissen, das sie dort erworben haben, auch andern mitteilen.

4. Beim Ausbau der C. A. U. sollen sich die Führer vor jeder unnötigen Feindschaft mit andern katholischen oder nichtkatholischen Organisationen hüten. Sie sollen sich von dem Motto leiten lassen: „Arzt heile dich selbst“, bevor sie an die Regelung der Angelegenheiten anderer Leute gehen.

5. Die Führer der C. A. U. sollen besonders in kath. Zeitungen alle Artikel lesen, die die Organisation betreffen, damit sie ihren Pflichten gegen sich und andere kennen lernen. Dieses wird mit der noch so weithin herrschenden Unkenntnis und Selbstzufriedenheit, die bei unsren eingeborenen Führern so allgemein sind, aufräumen. Folgende Bücher werden empfohlen:

1.) P. Bernhard Huß, „Über die Landwirtschaft.“
2.) „Der Papst und das Volk“ (behandelt die Enzykliken Papst Leos XIII. über die Arbeit usw.).

3. „Das Weltproblem: Kapital, Arbeit und Kirche“ von Joseph Hußlein S. J., Dr. phil., vor allen kath. Broschüren. „Der christliche Demokrat“ von der Cath. social guild, dann einige andere Broschüren über kath. Organisation, deren Präsident Gilbert R. Chesterton ist. Diese sollten von jedem katholischen und nichtkatholischen Führer gelesen werden. Alle oben genannten Bücher und Schriften können durch den Hauptausschuß der C. A. U. bezogen werden.

Wenn wir diese lesen und die Belehrungen, die wir dort erhalten, anwenden, so werden wir dadurch — aber nur durch die C. A. U. — beitragen, daß die oft wiederholte Verleumdung, die Kirche sei weltfeindlich eingestellt, entkräftet wird und wir im Gegenteil beweisen, daß die kath. Kirche der bedeutendste Faktor im Fortschritt ist bei der Wiederherstellung der Gesellschaft auch heutzutage.

A. d. R. Von diesen Eingeborenen können europäische Christen noch manches lernen.

Allerlei Vegetarisches aus Südafrika

Von einem Mariannhiller Missionsbruder

Südafrika ist ein Land, in welchem gar manches anders ist wie in Europa. Es ist jetzt nicht mehr wie vor 50 oder 100 Jahren, aber doch sind noch bedeutende Unterschiede vorhanden. Im Folgenden will ich einige davon berühren.

Klima: In Europa versteht man unter Südafrika meistens Siedafrika, d. h. man bildet sich ein, es herrsche dort eine unerträgliche Hitze das ganze Jahr hindurch. Ich selbst war dieser Ansicht, als ich von der Heimat fortging; da meinte ich, wollene Socken, warme Hemden oder gar ein Überzieher gegen die Kälte, das sei ein Unding in Südafrika. In der halbtropischen Zone mag man solche Sachen entbehren können, obwohl es auch dort noch Tage geben kann, an welchen man froh wäre, einen Überzieher zu haben. Ganz anders ist es im Binnenland, dort ist man während der Wintermonate nicht mehr bloß froh um warme Kleidung, dort braucht man sie. In den Drakensbergen und um sie herum kann es werden und wird es europäisch kalt. Schnee ist dort keine Seltenheit und während der Nachtzeit kann es sogar grimmige Kälte geben. Aus Gesagtem kann man ersehen, daß das Klima nicht gleich ist in Südafrika. Der Küste entlang ist halbtropisches Klima, landeinwärts verliert sich die tropische Vegetation schon mehr und mehr, bis sie sich ganz verliert. Man unterscheidet daher an der Ostseite von Südafrika (die Westseite kenne ich kaum) drei Abstufungen: das Küstenland, das Mittelland und das Hochland.

Küstenland: Das Küstenland ist nicht tropisch wie z. B. Zentralafrika. Es ist nur mehr halbtropisch, aber doch ist ein großer Unterschied zwischen ihm und dem Hochland, während in letzterem Klima und Vegetation fast europäisch genannt werden kann, ist sie in ersterem tropisch. An der Küste wird viel Zuckerrohr gepflanzt, sowie Baumwolle, Mais, Amadumbi (eine einheimische Knollenfrucht), Süßkartoffel, Orangen, Mangos, Pineapples, Bananen und noch gar manches andere, über welches ich später noch Näheres erläutern werde, wenn ich die einzelnen Sorten behandle.

Mittelland: Die Hauptfrucht, welche in dieser Lage gepflanzt wird, ist der Mais. Dazu kommt Amabale (eine Hirsenart), Kartoffel, Rüben, Bohnen, auch noch Amadumbi und Süßkartoffel. Es werden auch Futtergräser gepflanzt, wie Millet (eine kleine Hirsenart), Teffgras und andere Gräser, welche sich als Viehfutter eignen. An Obstbäumen finden sich noch Orangen, Loquats, Cherimoyer, Quavas und Persimons (dieses sind lauter subtropische Fruchtarten, gedeihen aber im Mittelland stellenweise noch sehr gut). Dann gibt es Apfel, Birnen, eine Unmenge von Pfirsich- und Pfirsichsorten, Mandeln, Apricot, Quitten, edle Rastanen, auch Beerenobst, wie Brom- und Himbeeren. Stachelbeeren und Johannisbeeren habe ich in Südafrika noch keine gesehen; Erdbeeren aber wachsen wild. Hier wird auch der Wattlebaum im Großen gezogen.

Hochland: In dieser Region wird vielfach Weizen gebaut; überhaupt, wie schon gesagt, es ist dort schon fast ganz europäisch. Bäume, wie Orangen, Loquats usw. sind hier nicht mehr zu finden, auch die Wattlebäume gedeihen dort nicht mehr, wenigstens nicht mehr die Sorte, deren Rinde als Loh gebräucht wird, ja sogar für gar manche Sorten von Eucalyptusbäumen ist es schon zu kalt dort. Obwohl es an der Küste auch Vieh gibt, so scheint es doch, als tue es nicht so gut wie im Mittel- und Hochland. Schafe gibt es im Mittelland, aber deren eigentliches Heim ist das Hochland. Pferde sind genug im Lande; so auch Esel, Maulesel, Ziegen. Sie sind fast ausschließlich von Einheimischen gehalten. Im Folgenden will ich etwas näher die einzelnen Feldprodukte vorführen.

Zuckerrohr: Fangen wir mit dem Küstenland an. Zuckerrohr (sacharum officinarum) wird an der Küste viel gepflanzt. Viele gebrauchen selbiges als Viehfutter; in den besten hiezu geeigneten Gegenden wird es zwecks Zuckerbereitung gepflanzt. Zur Anpflanzung eines neuen Feldes werden Stecklinge verwendet. Ein Feld kann jahrelang abgeerntet werden ohne vorherige Anpflanzung, da der Wurzelstock immer wieder Schößlinge treibt. Natürlich muß gedüngt werden und den Feldern die nötige Pflege zuteil werden. In großen Zuckerplantagen werden

kleine Feldbahnen mit Lokomotive angelegt, womit das Rohr, oder besser die Stengel in die Zuckermühle befördert werden. Hier in Südafrika wird nur der sogenannte Sandzucker gemacht. Er ist nämlich wie kleiner, gesiebter Sand. Es gibt schneeweissen und dann alle Abstufungen von gelb bis zu dunkelbraun. Auch wird Träcle gemacht, eine Masse wie Kohlenteer, aber von brauner Farbe. Der braune Zucker und der Träcle sind die minderwertigsten Qualitäten von Zucker. Die Zuckerindustrie ist in Händen einer Gesellschaft, welche den Verkauf regelt; nicht der Einzelne darf verkaufen, sondern er hat zu tun, was die Gesellschaft vorschreibt. Der Zucker wird in Säcken von 100 Pfund in den Handel gebracht; ich habe noch nie einen Zuckerhut oder Würfelszucker in Südafrika gesehen. Die Schwarzen kauen auch die Stengel des Zuckerrohrs wegen ihres süßen Saftes. Hier im Oberland baut man auch eine Art Hirse, deren Stengel ebenfalls ein süßer Saft besitzt.

M a i s: (Zea Mays). Der Mais gedeiht am besten im Mittelland, obwohl er auch an der Küste und im Hochland gepflanzt wird. Für die Schwarzen ist der Mais die Hauptfeldfrucht; der weiße Mann baut ihn nur für den Verkauf an Schwarze, für den Export oder auch für Viehfutter. Der Weiße allerdings erzielt weit bessere Ernten als der Eingeborene, da er seine Felder zu düngen und sie auch in mancher Hinsicht besser zu bearbeiten versteht. Der Eingeborene ackert einmal im Jahr, und das in der Regel schlecht genug, während der Farmer öfter und tiefer pflügt und als Düngemittel Kunstdünger anwendet. Doch regt es sich jetzt auch unter den Schwarzen. Viele von ihnen kaufen schon regelmäßig Kunstdünger und bemühen sich auch sonst, ihre Felder besser zu bestellen. Weitaus die meisten aber ernten nicht, was sie zu ihrem Bedarf nötig haben, obwohl sie viel mehr Land zur Verfügung haben als etwa ein kleiner Gütler in Europa. Obwohl die Missionare, vor allem P. Bernhard Huh, sich alle Mühe geben, ihnen eine bessere Ackerwirtschaft beizubringen, sind sie doch kaum aus ihrem Schlehdrian herauszubringen. Der größte Übelstand ist wohl ihre Faulheit. Würden sie arbeiten wie ein deutscher Landwirt, der sich von früh bis abends abmühen muß, sie würden mit Leichtigkeit soviel aus ihrem Boden gewinnen, daß sie Überfluss an Nahrung hätten; aber es ist nun einmal ein angestammtes Gesetz: es darf nur einmal schlecht gepflügt werden, nur einmal gejätet, jeder Same ist gut genug und das Düngen ist etwas ganz Überflüssiges. Der Schwarze ist ein grundschlechter Landwirt. Für Viehzucht ist er eher zu haben, obwohl es auch da schlecht genug steht. Doch der Anfang ist gemacht; immerwährendes Drängen, die Not und die Zeit werden ihn hoffentlich eines Besseren belehren. —

Hier möchte ich einiges über Feldwirtschaft einfügen. Was jedem Neuankömmling auffällt, ist, daß in Südafrika fast kein Stalldünger verwendet wird. Der Schwarze ließ bisher diesen Dünger in der isibaha (Viehbraal) und war froh, wenn jemand kam und ihn wegholte. Jetzt endlich ist er soweit, daß er ihn auf die Felder führt. Doch der Eingeborene ist zu entschuldigen, wenn er die Nützlichkeit des Stalldüngers nicht einsieht; nicht so der weiße Farmer. Ein Düngerhaufen bei einem Farmer ist einfach ein Unding. Es kommt das daher, daß das Vieh fast Tag und Nacht auf der Weide ist; dennoch aber gibt es noch Dinge genug (Küchenabfälle, Unkraut usw.), die sich als Dünger verwenden lassen, wenn sich nur jemand die Mühe macht, sie zu Komposthaufen zusammenzutragen. Ein anderer Grund war bisher auch die Größe der Farmen. Es gab solche mit etwa 50 000 acres, ja manche besitzen noch größere Farmen. Ungefähr zweieinhalb acres sind ein Hektar. Jeder wird einsehen, daß bei so großen Länderecken an kein Düngen mehr gedacht wird und gedacht werden kann. Boden war da in Hülle und Fülle; war ein Feld ausgesaugt, so wurde ein anderes bebaut und zwar so lange als es Erträge lieferte. Diese Zeiten sind jetzt vorbei. Heutzutage ist eine Farm mit 1000 acres schon groß, und nahe der großen Städte muß man froh sein, wenn man noch 10 oder 20 acres Land bekommt. Solche kleinen Plätze können dann auch viel besser bewirtschaftet werden und werden es in der Regel auch, andernfalls würde der Besitzer nicht genügend zum Leben herausbringen. Die Farmer verwenden gegenwärtig fast ausschließlich Kunstdünger für ihre Felder. Phosphorsäurehaltige Dünger sind vorherrschend. Stickstoffhaltige kommen an zweiter und die Potaschehaltigen an dritter Stelle. Es kommt dies daher, weil der südafrikanische Boden arm ist an Phosphor. Kalidünger und Thomasschlacke sind kaum bekannt, da der Transport zu viel kostet. Superphosphat, Ammoniak, Knochenmehl, Guano, Blut-



Speisesaal (zugleich Festsaal) im Missionsseminar St. Joseph, Reimslingen

mehl (von Walfischen und Schlächtereien) sind die gebräuchlichsten Düngemittel. Die mehr fortgeschrittenen Farmer betreiben eine Wechselwirtschaft (rotation), durch welche die Fruchtbarkeit des Bodens länger erhalten wird und diese auch besser ausgenutzt werden kann. Auch Gründünger wird vielfach angewandt; hauptsächlich wird hierzu cowpeas verwendet, eine wilde Bohnenart; aber auch andere stickstoff sammelnde Pflanzen werden dazu verwendet.

Eigentliche Wiesen gibt es in Südafrika noch nicht, es werden wohl Futtergräser gepflanzt, diese werden aber nach Art unserer Kleefelder behandelt. Klee kennt man hier nicht, weil er nicht gedeiht. Die Weideslächen sind dieselben, wie vor 100 Jahren; sie werden nicht gedüngt, sondern sind einfach sich selbst überlassen. Jährlich werden sie abgebrannt, wodurch das alte, harte Gras beseitigt wird; die Asche aber zugleich als Dünger wirkt. Dieses Grasbrennen hat aber auch seine Schattenseiten. Durch das Feuer werden nämlich die zarteren Sorten des Grases nach und nach ausgerottet und es bleiben nur mehr die widerstandsfähigeren aber auch minderwertigeren übrig. Im Ganzen ist an der Küste das Gras am schlechtesten, im Mittelland schon um vieles besser, das Beste aber im Hochland. Ein großes Übel der Ackerwirtschaft ist die Wegwaschung der Ackererde durch die starken tropischen Regengüsse. Da Südafrika stellenweise sehr hügelig ist und der Regen oft in sehr starken Schauern niedergießt, werden ganze Schichten guter Erde bei einem einmaligen Schauer weggeschwemmt. Ferner bilden sich dongas (Schluchten), welche bis zu 100 Meter breit werden können und so tief, daß man einen Kirchturm hineinstellen könnte.

In Europa würde man einem solchen Übelstande schnell abhelfen; der Schwarze aber hat kein Verständnis dafür und der Weiße gibt sich auch keine Mühe; Land ist ja genug da und so läßt man die Sache laufen wie sie eben läuft. Doch werden schon energische Schritte getan, um die Bevölkerung auf diesen Mißstand aufmerksam zu machen und auf die Folgen, welche daraus entstehen, wenn keine Abhilfe geschafft wird.

(Fortsetzung folgt)

Das Auge der Ewigkeit

Nach wahren Begebenheiten
erzählt von F. Schrönghamer-Heimdal, Passau-Haidenhof

Wis ich noch unter den Waldleuten lebte, kam an stillen Feierabenden, wenn die Nachbarn in den Winterstuben beisammen saßen, das Gespräch sehr häufig auf dunkle Begebenheiten, die sich im Waldland zugetragen haben sollen. Himmelszeichen und andere überirdische Erscheinungen, die sich die Leute nicht zu deuten wußten, spielten dabei eine große Rolle.

Aus der Fülle dieser Begebenisse sind mir besonders zwei in Erinnerung geblieben, die sich erst in jüngster Zeit begeben hatten und von den Erzählern selbst erlebt wurden, wobei jedesmal glaubwürdige Männer als Miterlebende den Sachverhalt bezeugten, sodaß an der Tatsächlichkeit der Berichte wohl nicht zu zweifeln ist.

Außerdem stimmen beide Erzählungen hinsichtlich der Erscheinungsformen und der näheren Umstände so auffallend überein, daß ich sie schon deshalb für keine bloßen Sinnestäuschungen oder Phantasiegebilde halte. Brave, biedere Männer haben die Erscheinungen so erlebt, wie sie von ihnen erzählt und von Miterlebenden bezeugt wurden.

Ein weiterer Prüfstein dieser Begebenisse ist die innere Wahrheit, die sie erfüllt und glaubhaft macht. Nichts geschieht von ungefähr und jedes Ding, besonders aber eine überirdische Erscheinung muß einen zureichenden Grund haben, der sie erklärt und damit unser menschliches Gerechtigkeitsgefühl befriedigt.

Das erste Begebnis:

Der Bauer auf dem Schartenhof war mit seinen Nachbarn auf dem Heimweg vom Wirtshaus auf der Hohentann, einem lieblichen Hochgefilde mit weitem Rundblick über das Waldland. Es war Kirchweih gewesen in dem sonst so stillen Weiler, der nur aus dem besagten Wirtshaus, einem uralten Wallfahrtskirchlein und dem Hause des Frühmessners bestand.

Es war gerade Mitternacht, als die Männer vom lärmenden Gelage aufbrachen und ihren unweit gelegenen Gehöften zustrebten.

Auf dem Heimwege frischten sich die Männer ein trauriges Erlebnis auf, das sich gerade vor einem Jahre auf der Hohentanner Kirchweih zugetragen hatte: wie der Brenninger Peter, ein jähzorniger Bauer, von den bösen Geistern des Bieres voll, einen Widersacher mit gezücktem Messer angeht. Der Widersacher weicht aus, der Stich geht daneben und — wie es sein will — das Messer, wuchtig geführt, faust dem Brenninger selbst in den Schenkel und zerschneidet ihm die Schlagader.

Innerhalb drei Minuten war der Mordlustige, der einen andern „kalt machen wollte“, selber eine Leiche — starr und steif wie ein gefrorener Baumstrunk.

Mit Schaudern gedachten die Männer dieser Begebenheit, die sich gerade heute jährte.

Da — was ist das?

Der Bauer auf dem Schartenhof sieht es zuerst: ein gespenstisches Licht, so groß wie eine Kugel, geistert hoch auf dem Wipfel einer Föhre, die hart am Wege steht. Dazu ist ein Sausen in den Lüften, wie das Gejohle der wilden Jagd, und Wehrufe gellen durch die Nacht hin, daß den beherzten Männern die Haare zu Berge stehen.

Das gespenstische Licht steht immer noch unbeweglich auf dem Föhrenwipfel wie ein wildloderndes, unheimliches Auge der Nacht.

„Das ist nichts Rechtes mehr“, meint einer fröstelnd, von Grauen überjagt. „Das kann nur der Brenninger Peter sein, den wir durch unser Erinnern vorhin herbeschworen haben“, mutmaßt der Bauer auf dem Schartenhofe. „In Jahrtagen können die Geister der Verstorbenen erscheinen; das hat mein Ahne immer behauptet . . .“

In diesem Augenblicke fährt die Lichtkugel mit Ächzen und Stöhnen auf den untersten Ast der Föhre nieder und wiegt sich über den Häuptern der Heimkehrenden, denen der Angstschweiß schon kalt von den Stirnen tropft. Denn in der

Lichtkugel funkelt ein Auge so grimmig und wild wie vor Jahresfrist der Brenninger, als er das Mordmesser schwang.

„Alle guten Geister!“ beschwört der Bauer auf der Scharten. „Brenninger bist du's oder bist du's nicht?“

Wie zur Antwort schnellt die unheimliche Lichtkugel dreimal auf und nieder, indes der Wald von Stöhnen und Heulen erfüllt wird wie bei einem Windbruch und die Zeugen dieses Schauerlichen vor Zagheit schier zergehen möchten.

„Gott sei deiner armen Seele gnädig — und uns auch!“ stammelt der Bauer auf der Scharten. „Und wenn du der Brenninger Peter wirklich bist, so flieg jetzt heim auf deinen Hof, damit wir Gewissheit haben.“



Winter in den Alpen: Unterkunftshütte im Schnee

Alljogleich erhebt sich die Geisterkugel und fliegt als feuriger Ball auf den Hof zu. Dort geiftert sie noch eine Weile über den Dächern, bis sie plötzlich wie ein Nichts verschwindet.

„So inbrünstig und andächtig hab' ich all mein Lebtag nicht gebetet“, meint der Bauer auf der Scharten zum Beschluß seines Berichtes, „wie damals in der selbigen Nacht für die arme Seele des Brenninger Peter.“

Der zweite Bericht:

Dem Schloßherrn auf dem Reckenstein, dessen Zinnen im Sonnenleuchten über die Waldwipfel in die Weiten winken, ist seit der wilden Sommenschlacht ein Sohn verschollen.

Die Ungewissheit, ob der Vermißte noch lebt oder schon zu den Toten zu zählen ist, bleicht dem braven Edelmann das helle Haar und meißelt herbe Runen in seine Züge.

Um diese Zeit hat er in seinen Wäldern einen starken Hirsch aufgestöbert, der aus den böhmischen Urwäldern herübergewechselt war. Es war schon Früh- schnee gefallen, in dem die Spuren des Hochwildes deutlich zu sehen waren.

Da lud der Schloßherr die benachbarten Bauernjäger zur Wildjagd ein, auch den Bauern vom Schartenhofe, mit dem er besonders gute Freundschaft hielt.

Als sie den Hirsch erlegt hatten, gab ihnen der Schloßherr auf seiner Jagd-

hütte ein Weidmannsmahl, bei dem es fröhlich herging wie immer unter Jägern. Nur der Schloßherr selber war ernster als sonst und äußerte zuweilen: „Ich weiß nicht, was das heute ist. Mir kommt es gerade vor, als ob mir heute noch etwas Sonderbares begegnen soll.“

Als die Jagdgeellschaft aufbrach, war die frühe Winternacht schon heraufgekommen mit ihren unzähligen Sternen am kaltklaren Himmel, und der Vollmond gab so gutes Licht auf die bleichen Schneefilde, daß man Dörfer und Höfe auf Stunden weit erkennen konnte.

„So klar ist es“, meinte der Bauer auf der Scharten zum Schloßherrn, „daß man die Zinnen auf dem Reckenstein zählen kann.“

„Wunderbar schön ist es“, sagte der Edelmann, „so schön, daß ich wünschen möchte, mein kriegverschollener Sohn wäre da und könnte das wunderbare Waldland in seiner Winterpracht noch einmal überschauen. Er hat ja die Heimat so sehr geliebt, daß der erst Siebzehnjährige freiwillig auszog, sie mit dem Schwerte zu schützen. Und seitdem ist er verschollen, vermisst. Wie gern wüßte ich, ob er noch am Leben ist oder.“

Hier bricht der Schloßherr plötzlich ab und weist mit der Hand in Richtung der alten Waldstraße, die verschneit im Grunde liegt: „Was ist denn das für ein merkwürdiges Licht? Wie der Scheinwerfer eines Kraftwagens...“

„Ich seh's schon lange“, bescheidet der Bauer auf der Scharten. „Kommen Sie, Herr Baron, das Licht müssen wir uns ansehen. Es scheint, es sucht uns...“

Schon schreiten die beiden Männer der seltsamen Erscheinung zu. Auch die übrigen Jagdgäste sind aufmerksam geworden und folgen den Voranschreitenden in einiger Entfernung.

Der helle Lichtkegel steht noch eine Weile wie suchend auf der nachtstillen Waldstraße, die vom Schloßberg herab in den Talgrund mündet. Dann aber hebt es sich mannhoch über das Schneefeld und kommt den Männern über die verschneiten Fluren entgegen.

„Der Schein eines Kraftwagens kann es nicht sein“, sagt jetzt der Schloßherr. „Was mag es aber sonst bedeuten? Ein Irrlicht? Eine arme Seele, die erlöst sein will?“

„Oder ein kriegverschollener Sohn, der den Vater sucht und ihm ein Zeichen geben will, daß es ihm gut geht drüben im Lande der Ewigkeit“, bescheidet der Bauer auf der Scharten. „Es ist nicht das erste Mal, daß ich solches erlebe. Nur ist diesmal das Licht tausendmal heller und friedfamer wie weiland auf dem Heimweg von der Hohentanner Wallfahrtskirchweih. Schier heilig kommt mir diese Lichtfugel vor.“

„Ach, darum habe ich heute immer so seltsame Ahnungen gehabt“, meint der Schloßherr, während die Lichtfugel geradewegs auf ihn zukommt und zwei Armlängen vor ihm stille hält.

Von Schauern überrieselt stehen auch die Männer, denn in der Lichtfugel, die einen wunderbaren Schein verbreitet, gewahren sie die Iris eines aus Seelentiefen blickenden Auges.

„Es ist das Auge meines vermissten Sohnes“, flüstert der Schloßherr dem Bauern auf der Scharten zu. „Nun weiß ich, daß er gefallen ist.“

„Und dennoch lebt — im ewigen Frieden“, bescheidet der Schartenbauer.

Wie zur Bestätigung dieser Worte hebt sich die Lichtfugel über die Hämpter der Männer und schwebt vor ihnen her in Richtung des Schlosses, wo es noch eine Weile über dem Wappen am Torbogen schwebt und verschwindet, als wäre es ein Nichts gewesen.

„War das nun Wirklichkeit oder Traum und Täuschung?“ wendet sich der Schloßherr an seine Jagdgäste.

„Es war wunderbarste Wirklichkeit“, bestätigten diese. „Wir alle haben es gesehen — das Auge der Ewigkeit.“

„Dann“, fährt der Schloßherr ergriffen fort, „habe ich Gewißheit, daß mein Sohn nicht mehr am Leben ist, sondern als ein junger Held bei den himmlischen Heerscharen eine ewige Heimat hat. Der Herr hat ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen, der Name des Herrn sei gelobt.“

„In Ewigkeit, Amen“, murmeln die Jäger in ihre vereisten Bärte und gehen still in ihre Dörfer zurück, ein neues Wissen im Herzen: das Wissen vom Auge der Ewigkeit.“

Geisterglaube und Ahnenkult der Neger Südafrikas

Von P. Joseph Schwemmer, RMM.

Die südafrikanischen Neger haben einen allgemeinen Glauben an die Existenz eines höchsten Wesens, eines Schöpfers. Aber einen weiteren Kult erweisen sie diesem höchsten Wesen nicht. Die Hauptrolle in der religiösen Be- tätigung der Neger kommt dem Animismus zu, d. h. dem Glauben auf den Ein- fluß der Geister der Verstorbenen (amadlozi, anatongo). Der Schwarze schlägt einen ehrfurchtsvollen Ton an, sobald er von den Geistern der Verstorbenen spricht. Besonders tief ist die Idee in seinem Herzen eingegraben, daß die Vor- fahren in Gestalt von Schlangen wiedererscheinen. Die soziale Stellung des einzelnen im Leben bedingt auch die Einwohnung in eine ganz bestimmte Schlange. So glaubt man, daß die große grüne Mamba einst ein mächtiger Herrscher ge- wesen sei, die indhlozhlo, (cerastes caudalis) eine mit einer Kappe geschmückte Mamba muß zum mindesten ein Häuptling gewesen sein. Die langen grünen oder braunen Schlangen haben die Geister gewöhnlicher Männer. Die Eidechsen und Leguane sind sicher alte Weiber gewesen. Kommt eine Schlange von bestimmter Gestalt in den Kraal, so wird sie mit dem Ehrennamen „Vater“ begrüßt. Sofort wird ihr Milch angeboten, oder auch Fleisch, so daß die Schlange sich in den hin- teren Teil der Hütte begibt.

Dieser ziemlich realistische Geisterglaube erregt bei den Negern mehr Furcht als Liebe. Natürlich erhebt sich auch der Gedanke an Opfer, um Unglücksfälle und schlimme Heimsuchungen abzuwenden und die Gunst der Ahnengeister sich zu erwerben. Am wirksamsten sind die blutigen Opfer, da sie sühnenden Charakter haben. Der Opfernde ist gewöhnlich der „Priester“ (umingga), ausgenommen bei Familienopfern, wo das Kraaloberhaupt als Opfernder auftritt. Die gewöhnlichen Opfertiere sind Ochsen und Ziegen, seltener Schafe. Die bei der Opferfeier zu beachtenden Zeremonien sind sehr zahlreich und auch nicht überall einheitlich. Bei den Zulus gelten etwa folgende Zeremonien und Maßregeln. Das Blut darf nicht zur Erde fließen, sondern es muß in einem eigenen Gefäße aufgesangen werden. Knochen werden, nachdem das Fleisch verzehrt ist, verbrannt. Dem eigentlichen Opferakt gehen Gebete und Anrufungen voran. Man dankt den Geistern der Ver- storbenen für die empfangenen Wohltaten, für allen Schutz und jegliche Obhut in der Vergangenheit. Daran schließen sich Bitten um fernere Gunst, wobei in rührender Weise der eigenen Unwürdigkeit und der Hilfsbedürftigkeit gedacht wird. Diese Gebete werden meist vom Familienoberhaupt gesprochen, worauf er einem aus dem Gefolge den Opferspeer (Alssagai) überreicht, damit dieser dem Opfertier den Todesstoß verzeige. Der Stoß wird in die Schultergegend geführt nach der rechten Seite zu. Einer der jungen Männer fängt das Blut auf. Einzelne, besonders gute Fleischstücke werden am Feuer etwas angeröstet und von Hütte zu Hütte getragen als Brandopfer für die Ahnengeister. Diese Zeremonie steht ausschließlich dem Familienoberhaupt zu, welches an den einzelnen Hütten ein besonderes Gebet betet, um von den Ahnengeistern Friede, Glück und Wohl- ergehen für die Bewohner zu ersuchen. Ein Schulterstück wird von den Knaben im hintersten Teile der Haupthütte am offenen Feuer gebraten und dann vom Kraaloberhaupt verzehrt. Ein zweites Stück wird besonders hervorragenden Männern gereicht. Eine besondere Heilkraft soll der Galle innwohnen. Mit ihr besprengt der Familienvater unter beständigen Gebeten sowohl sich selbst, als auch alle anderen Kraalbewohner, selbst die Kinder.

Die übrigen Fleischstücke werden im hintersten Teile der Haupthütte auf- bewahrt und mit der Haut des Opfertieres bedeckt. Es sollen nämlich während der Nacht die Ahnengeister kommen und sich ihren Anteil nach Belieben holen. Sie geben sich aber zufrieden mit dem Duft des Fleisches und so fällt das Fleisch am andern Morgen den Kraalbewohnern zu.

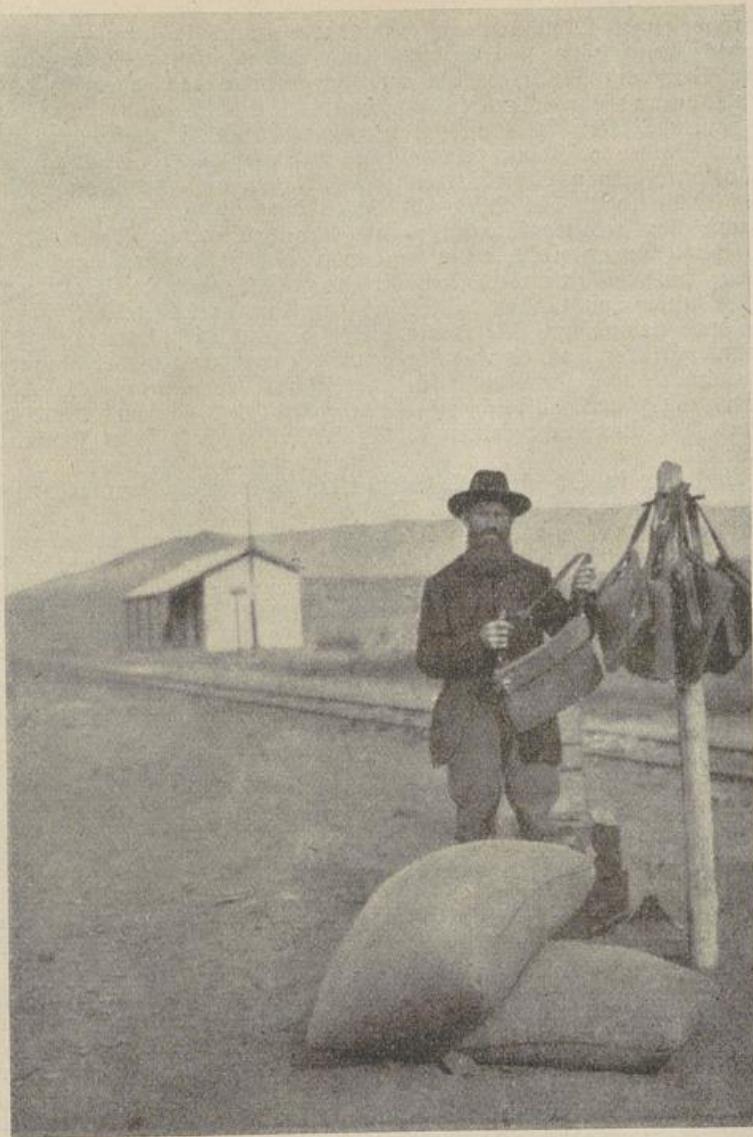
Der tiefeingewurzelte Glaube an die Ahnengeister spielt im sozialen und häuslichen Leben der Schwarzen eine große Rolle. Ohne den Geistern Opfer dargebracht zu haben, zieht man niemals in den Kampf. Ihrer gedenkt der Häupt-

ling bei allen möglichen Anlässen. Was immer der Christ in die Hand der göttlichen Vorsehung legt, und als höheres Geschick von oben betrachtet, das misst der Schwarze dem Einflusse der Ahnengeister zu. Sie haben Macht über Haus und Hof, Nachkommenschaft und eigene Person im Guten wie im Bösen. Sie werden als die geistigen Beherrischer des Lebens angesehen. So ist es auch begreiflich, daß das Andenken an eine verstorbenen Person sehr stark im Gedächtnis der Kraalbewohner eingewurzelt ist. Wenn der Tote begraben ist, dann hofft man so halb und halb, ihm am andern Morgen zu begegnen. So kann es vorkommen, daß für Halluzinationen besonders veranlagte Personen, meist Mädchen oder Frauen, den Verstorbenen in „Wirklichkeit“ sehen. Zudem bringt der Neger jedes Vorkommnis von größerer Bedeutung, das in nächster Zeit nach dem Tode des betreffenden passiert, mit diesem in Verbindung. Man glaubt, daß der Tote noch auf irgend eine Weise noch mit dem Schicksal seiner Angehörigen verbunden ist, ja daß er sogar noch im Geiste unter ihnen weile. So besteht der Glaube, daß der Geist besonders unter dem Baume zugegen sei, unter welchem der Leichnam begraben ist, oder auf den Steinen, die auf dem Grabe aufgehäuft wurden. Alle ihre Freude, all ihr Hoffen und Sorgen bringen sie mit dem Toten in Beziehung. So glaubt man auch, daß der Verstorbene das gute Wetter schaffe, eine gute Ernte verursache usw. Wenn ein Unglück passiert, dann ist der Tote nicht zufrieden mit seiner Sippe. Der Verstorbene, besonders wenn es ein alter Mann war, ist mehr oder weniger verantwortlich für alle Vorkommnisse im Kraale.

Da kommt nun der neugierige Europäer daher und belästigt den Neger mit der bekannten Frage: „Warum geschieht das, weshalb tust du jenes?“ — „Was tut der Mann, der gestorben ist?“ — „Ist er glücklich?“ — „Hat er viel zu essen und zu trinken?“ — „Hat er Ochsen, Hunde, Schafe und Weiber, die ihn bedienen?“ — Solche Fragen, direkt an den Neger gestellt, beantwortet er meist ungern. Er denkt sich einfach: „Wenn du, weißer Mann, mich zum antworten zwingst, dann sage ich eben zu allen Fragen „Ja und Amen“ und ich habe wieder meine Ruhe.“ Auf diese Weise etwas vom Schwarzen erfahren zu wollen, führt nie zum Ziel. Man spricht nun von Verehrung der Ahnengeister bei den Schwarzen. Aber was stellt sich denn ein Neger unter einem Geiste vor? Auf jeden Fall ist der Begriff „Geist“ beim Schwarzen nicht immer das Gleiche als wir uns von einer Seele oder einem anderen Geiste, etwa einem Engel, machen. Man kann vereinzelt die Ansicht treffen, daß der Geist eines Verstorbenen im Dache der Hütte lebe. Nun kann doch kein theologischer „Geist“ auf dem Dache wohnen. Andere wieder behaupten, daß Seele oder Geist gleich sei mit dem Schatten eines Menschen. Man glaubt, daß der Schatten eines Menschen entweder wächst oder langsam kleiner wird beim Tode des Menschen. Das letztere ist ganz leicht begreiflich; denn der Körper des Menschen wirkt am Boden liegend einen ganz anderen Schatten als der aufrechtstehende Mensch. Der Schatten ist mit dem Menschen enge verbunden und gibt für das primitive Denken einen guten Anhaltspunkt, um zum Geist zu gelangen. Der Schwarze glaubt auch, daß dieser Schatten oder Geist den Körper beim Schlaf verlässe, und daß er jene Plätze besuche, von denen der Mensch träumt. Wenn jemand träumt, daß eine andere Person ihn besuche (auch wenn der Besucher schon eine verstorbene Person wäre), dann glaubt er, daß der Schatten oder Geist dieser Person als sog. Emanation zu ihm gekommen sei. Wenn aber so etwas beim Schwarzen möglich ist, warum sollte der Geist auch nicht gegen den Tod gefeit sein?

Manche Neger besetzen auch Ochsenhörner am Dache in dem Glauben, daß der Geist des verstorbenen Häuptlings in diesen Hörnern Wohnung nehme und die Hütte beschütze. Nebenbei sollen diese Hörner auch ein Schutz sein gegen Blitzaufschlag. Ob aber der Blitzschutz mit dem Geiste des Häuptlings zusammenhängt, ist fraglich.

Die Verbindung zwischen Schatten und Person des Menschen wird so fest geglaubt, daß die Weiber sogar die Matten der Männer aufhängen, wenn diese in den Krieg gezogen sind. Wenn der Schatten nun kleiner wird infolge des Neigungswinkels der Sonne, und schließlich ganz klein wird, dann glauben die Weiber, daß der Mann tot sei. Wenn der Schatten aber seine gewöhnliche Größe beibehält, dann ist der Mann noch heil und gesund. Viele Schwarze sehen es nicht gern, wenn man in ihrem Schatten steht; denn sie glauben, daß sie dadurch übel beeinflußt werden könnten. Der oben erwähnte Schlangenkult besteht nicht



Südafrikanische Poststation mit Bahnhof
Ein Missionsbruder der Mariannhiller holt die Post
für seine Station

nur in Südafrika, er kommt auch in anderen Erdteilen vor. Doch sind die Gründe bei den verschiedensten Völkern abweichend. Für die afrikanischen Neger ist folgende Erklärung des Kultes maßgebend:

Die Leute bemerken, daß die Schlangen aus dem Gebüsch kommen, das den Vieh kraal umgibt. Im Vieh kraal wurden aber die angesehenen Kraalmitglieder begraben. So konnten die Neger leicht auf den Gedanken kommen, daß die Schlangen aus den Gräbern der Vorfahren kommen. Das gibt zugleich eine Erklärung für die Tatsache, daß der Schwarze jede Schlange auf freiem Felde tötet, wenn er dort eine sieht. Er glaubt nämlich, daß sein Ahne sich nicht jowei von seinem Heimat kraale entferne. Im Kraal wird auch nur jene Schlange als Trägerin eines Ahnengeistes angesehen, deren Kommen und Gehen nicht bemerkt wird. Wenn

eine Schlange einen Menschen angreift, dann kann sie unmöglich einen Geist in sich haben; denn dieser würde doch seine Verwandten nicht angreifen, welche ihm immer Bier und Fleisch opfern und ihn preisen und loben, so daß er nicht aus der Erinnerung der Menschen verschwindet. So ist jeder Mensch im Recht, der eine Schlange tötet, falls er sich von ihr bedroht sieht. Wenn nun so eine Schlange im Kraale erscheint, dann ist alles voller Freude. Man glaubt eben, daß der Vorfahre seinen Angehörigen einen Besuch abstatte. Nach altem Brauch mußte dem Geist sogar ein Ochs als Opfer dargebracht werden. Die Schlange wird bewacht, um herauszufinden, welcher von den vielen Ahnen in ihr stecke. Wenn sie schnell herumkriecht, dann sagt man, daß ist der und der, welcher einen eiligen Gang hatte. Dann wird das Erkennen dadurch erleichtert, daß nur die angesehensten unter den Ahnen in Schlangengestalt zurückkehren können. Die Eigenschaften und besonderen Merkmale dieser berühmten Ahnen sind aber jedem Kind bekannt. Geister von Kindern gehen in ganz harmlose Schlangen. Solche werden manchmal von Zauberern für ihre Zwecke benutzt. Solche Kindergeister sollen recht gnädig und hilfreich sein. Ein Weib, das keinem Kinde das Leben geschenkt hat, hat überhaupt keinen Geist und daher auch kein Fortleben in der anderen Welt.

Aber nicht nur in Schlangen leben Geister, sondern auch unter der Erde, auf der Erde, und über der Erde in den Wolken. Die unter der Erde lebenden Geister hausen dort genau so wie sie auf Erden zu Lebzeiten gelebt haben. Sie sind dort glücklich, haben viele Weiber und es gibt dort keine Kinderpest. Nach dem Glauben der Neger ist die Erde mehr mit Geistern bevölkert als mit Menschen, da die Geister auch in Bäumen und Flüssen, kurzum überall sich aufzuhalten. Das Säuseln des Windes in den Baumkronen bei Nacht halten die Schwarzen für die Sprache der Geister.

Nach dem Glauben der Neger ist es nicht unbedingt gegeben, daß diese Geister ewig leben, d. h. nicht sterben. Sie glauben vielmehr, daß die Geister allmählich verschwinden. Dieses Verschwinden ist davon abhängig, wie lange das Volk oder die Unverwandten sich an einen Verstorbenen erinnern. Sobald die Großtaten des Verstorbenen und seine Ehrennamen in Vergessenheit geraten sind, verschwindet auch der Geist, d. h. er hört auf zu sein. So ist das Fortleben eines Geistes abhängig von der Verehrung der Lebenden. Wenn die Lebenden nicht genug tun in dieser Verehrung, dann sind die Geister unwillig und verursachen mancherlei Unglück: Trockenheit, Krankheit, Tod eines Familiengliedes, Kinderpest usw. Nur durch ein entsprechendes Opfer und durch Lobpreisungen können die Geister wieder besänftigt werden. Bei einem Opfer werden etwa folgende Gesänge gesungen: „Rufe es aus, Ochs (Opfertier) des N. N.! Neige dein Ohr zu uns nieder, N. N.! Wir loben und preisen dich mit allen Ehrennamen, die wir von dir wissen! Wir reden von all deinen Heldenataten! Sei uns nicht mehr böse! Siehst du denn nicht, daß das dein Ohr ist? Beschuldige uns nicht, daß wir dich vernachlässigt hätten. Wann haben wir aufgehört, dich zu preisen? Erinnere dich daran, daß hier ein fetter Ochs ist, der dir geopfert wurde.“

Nur Männer dürfen vom Opferfleische essen und zwar muß das Opfermahl in der Nähe des Viehtraales stattfinden. Opferfleisch geheim essen, würde einem Anschuldigung auf Zaubererei eintragen. Falls der Zauberer das Opfer darbringt, nimmt er schlauerweise das beste und schönste Stück für sich. Er allein kann es wagen, daß Fleisch in seine Hütte mitzunehmen, da er mit den Geistern auf gutem Fuße steht. Wenn aber trotz des Opfers das eingetretene Unglück nicht weichen will, dann wird der Neger auch unwillig und er wendet sich in etwas ungehaltener Weise an die Geister: „Wann haben wir je aufgehört, euch zu Ehren Ochsen zu opfern? Wann haben wir uns geweigert, euch zu loben und zu preisen? Warum behandelt ihr uns so? Wenn ihr euch uns gegenüber nicht besser benehmt, dann werden wir euren Namen der Vergessenheit anheimfallen lassen und dann, was wollt ihr machen, wenn wir euch nicht mehr ehren und loben? Was hat es denn für einen Zweck, daß wir euch zu Ehren Ochsen schlachten und euch Loblieder singen? Ihr helft uns nicht, ihr gebt uns keinen Regen, kein Getreide, ihr läßt unser Vieh an der Kinderpest sterben, die Kranken sterben dahin. Ihr zeigt keinerlei Erkenntlichkeit gegen uns. Wir werden den anderen Leuten sagen, daß wir keine Ahnengeister mehr haben und das wird euch zur Schande gereichen. Wir sind sehr unzufrieden mit euch. Bessert euch!“

Vielfach findet man auch den Glauben, daß einzelne Geister auch im Flusse hausen. Auch diesen Geistern wird geopfert, da der Neger glaubt, daß die Flusse geister die Macht haben, einen Menschen beim Überqueren eines Flusses zurück zu behalten und ihm das Gleichgewicht beim Balanzieren zu nehmen. Auch das Spiegelbild der eigenen Person im Wasser gesehen, gilt als etwas geisterhaftes, worüber sie heillosen Respekt haben.

Das Lob der Geister ist sehr wichtig, mindestens so wichtig wie das Opfer selber. Die Schwarzen stehen im Leben den Weißen nicht nach im Ehrgeiz und sie sind sehr erpicht auf Lob und Ehren. Natürlich ist das auch den Geistern höchst angenehm. In Vergessenheit geraten und nicht mehr beachtet werden ist das ärteste Schicksal für einen Geist, da er dadurch ja dem Verschwinden überliefert ist. Deswegen sorgt auch jeder Häuptling schon, daß sein Lob zu Lebzeiten seinem Volke gut eingeprägt werde, indem er immer einen Ausruf bei sich hat, der sein Lob allen Menschen zum Bewußtsein zu bringen hat.

Im Banne der Ngil

Von Hermann Skolaster
Nachdruck verboten! — (Fortsetzung)

3 wei Matrosen gingen nach achtern, um den Hungernden das Essen zu reichen. Ein Eimer Reis, einer mit Wasser und ein Korb Zwieback. Jeder erhält eine Handvoll Reis, die er sofort in den Mund stopft und verschlingt, dazu einen Zwieback, den er im Wasser aufweichen kann. Die meisten greifen gierig nach dem Dargereichten und schauen sehnsüchtigen Blickes nach Korb und Eimer, ob nicht vielleicht noch etwas für sie abfällt. Die Schlaflenden werden durch einen Fußtritt geweckt. Sie lassen es sich gern gefallen; es gibt ja zu essen.

Der Greis am Heck achtet nicht auf das, was um ihn vorgeht. Fort und fort wiegt er sich nach rechts und links und summt seine traurige Weise. Er streckt die Hand nicht aus, um seine Zehrung in Empfang zu nehmen. Der Matrose wirft ihm den Reis mit einem derben Fluch ins Gesicht. Die zunächst Sitzenden greifen hastig zu und sammeln jedes Körnchen, das auf Deck gefallen ist.

Das „Mahl“ ist zu Ende, kaum daß es begonnen. Wieder breitet Hunger und Elend seine dunklen Flügel über die braunen Leute, und weiter brüten sie vor sich hin, wie Menschen, hinter denen alle Brücken abgebrochen sind, die ihre Zukunft dem Schicksal überlassen. . . .

Der Kapitän verließ die Kajüte. Sein gebräuntes Gesicht, umrahmt von einem rabenschwarzen Vollbart, kennzeichnete den Südländer. Die breiten Schultern fanden kaum Platz in der goldbetreßten

Uniform. Im übrigen stand ihm der Anzug tadellos. Unter der breiten Krempe des grauen Filzhutes schimmerte eine weiße Mullbinde hervor, die um den Kopf gebunden war. Über dem linken Auge war sie rötlich angelaufen. Wuchtigen Schrittes begab er sich nach Backbord, wo unter dem Fallreep das Boot schaukelte. Dort stand der erste Offizier der „Barcelona“, ein langer, dürrer Mensch mit dem Gesicht eines Raubvogels.

„So, Kapitän, nun mutig in den Rachen des Löwen hinein.“

„War schon oft drin, ohne Schaden zu nehmen. Doch ich gestehe, ganz einerlei ist mir die Sache heute nicht. Wär' mir schon lieber, die Kerls säßen auf dem Mond.“

„Vergeßt nur Euer Sprüchlein nicht!“ mahnte der „Erste.“

„Werde nicht. Aber halt du auch die Augen offen. Du weißt ja für alle Fälle Bescheid.“

„Keine Angst, Kapitän. Ich bin auf dem Posten. . . . Der schwarze Bart steht Euch aber gut.“

„Will ich meinen“, gab der andere gleichmeinholt zurück, indem er langsam die Treppe hinabstieg.

„Nehmt die Farbe von der Bordwand nicht mit!“ rief der „Erste“ ihm nach. „Sie ist da nötiger als auf Eurem Rockärmel.“

Der Kapitän lachte. Mit einem flinken Satz sprang er ins Boot. Er setzte sich, entrollte die Kapitänsflagge und befestigte sie am Heck. Dann ergriff er das Steu-

er und gab das Zeichen zur Absahrt. Fünf Paar kräftige Arme legten sich in die Riemen, daß sie in den Dollen knarrten, und das kleine Fahrzeug wandte sich, hüpfte von Welle zu Welle und strebte eilig dem Kreuzer zu, dessen Geschützrohre drohend über die See hinausblickten.

Am Fallreep der „Mew“ stand die Backbordwache und der Obermatrose vom Dienst. Als Johnson die Kajüte des Kommandanten verließ, stürzte ihm der Wachhabende hastig entgegen und meldete in abgerissenen Worten, daß sie ein Sklaven Schiff vor sich hätten; man könne die Neger deutlich sehen.

„Boot kommt längsseits!“ rief der Posten auf der Back. Johnson stand schon mit einem Fuß auf der Treppe. Nun schwenkte er nach Backbord hinüber. Er mußte dem Obermatrosen erst Bescheid geben.

„Den Kapitän der „Barcelona“ werden Sie zum Herrn Kommandanten führen.“

„Zu Befehl, Herr Kapitänleutnant“, scharrte der Obermatrose, während der „Erste“ in Riesen schritten treppauf ging, um sich von dem Unglaublichen zu überzeugen.

„Kinder, Kinder, nun schlägt's Dreiviertel!“ rief er erstaunt, sobald er die Gruppe der Farbigen erschaut hatte. „Hab' ich's nicht gesagt, das ist unser Freund von vorgestern? Ein alter Seefahrt Ihrer Majestät läßt sich durch alle Mars- und Gaffelsegel der Welt nicht irreführen. . . . Der Kerl hat wirklich den Teufel im Leib. Kommt uns mit seinem Raub direkt vor die Kanonenrohre. Habt ihr jemals solche Frechheit gesehen? Und macht dem Kommandanten Besuch in höchsteiner Person. . . . Vielleicht will er sich auf Gnade und Ungnade ergeben. . . . Nicht denkbar! . . . War ja kein ausgerissen. Donner und Hagel, mir plazt die Galle. . . . Aber dem Alten muß ich wenigstens eine Kerze ausspecken.“

Ebenso eilig, wie er gekommen, verließ er die Kommando brücke.

Die Unterhaltung in der Kapitänskabine war im besten Gang. Der Kapitän der „Barcelona“ schien in heiterster Laune zu sein. Johnson hörte ihn lachen. „Hm“, brummte er, „haben sich ja schon riesig angefreundet. Na, warte!“ Er winkte einen Signalgäst herbei und schickte ihn zum Kommandanten, um ihn in

wichtiger Angelegenheit herauszubitten. Raffles kam sofort.

„Nun, mein lieber Johnson, was gibt's?“

„Herr Kommandant“, sagte der „Erste“ mit unterdrückter Stimme, aber mit einer Betonung, die den Sturm in seinem Innern verriet, „die „Barcelona“ ist das selbe Schiff, das uns vorgestern entwischte. Ein Irrtum ist so gut wie ausgeschlossen. Daß sie Sklaven an Bord hat, kann man mit bloßen Augen sehen. . . .“

Der Kommandant hatte mit überlegener Miene zugehört. Ein-, zweimal zuckte es um seine Mundwinkel. Dann konnte er sich nicht mehr halten und platzte in helles Lachen aus. „Hahaha, bravo, bravissimo! Das ist lustig. Doch kommen Sie. Sie müssen selber hören, was der Spanier eben erzählt.“ Damit schob er den verdutzten Johnson in die Kabine hinein.

„Herr Barnill, Padrone der „Barcelona“, der aber jämmerlich spricht, — Herr Johnson, Kapitänleutnant der „Mew“, stellte er vor. Die beiden verneigten sich, Barnill mit freundlicher Vertraulichkeit, Johnson zurückhaltend höflich. „Bitte, nehmen die Herren Platz. Und jetzt, Padrone, erzählen Sie mal im Zusammenhang, wie die Geschichte verlief. . . . Darf ich Ihnen eine Erfrischung anbieten? Ein Glas Rheinwein, deutschen Wein?“

„Danke, nein, Herr Kommandant! Dafür ist es zu heiß. Wenn ich um ein Glas Mineralwasser bitten darf?“

„Sehr gern!“ Ein Signalgäst erhielt den nötigen Auftrag und kam bald mit dem Bestellten zurück. Unterdessen erzählte der Padron seine gestriges Abenteuer. Johnson saß da wie ein Gerber, dem die Felle weggeschwommen. Er wußte nicht, ob er wachte oder träumte. War das alles Wirklichkeit oder nur Theater? Die Umstellung, die er in seinem Hirn vorzunehmen hatte, ging langsam vonstatten.

„Ich komme vom Kongo“, so begann der Spanier. „Habe Mahagoni und Elfenbein geladen für die Reederei Gebrüder Domenico und Taddeo Bartoli in Cadiz . . .“

„Viel Ladung scheint die „Barcelona“ nicht zu führen“, warf Johnson dazwischen. „Sie geht nicht eben tief.“ Der Kommandant blickte forschend auf den Sprecher. Wahrhaftig, der „Erste“ hatte den Gedanken an den Piraten noch nicht überwunden.

„Die hohe Bordwand täuscht, Herr Kapitänleutnant“, belehrte Barnill. „Die ‚Barcelona‘ ist zwar schmal, aber sehr tief gebaut. Wir hatten“, fuhr er in seiner Erzählung fort, „gute Fahrt, die Hitze ausgenommen, bis der Sturm in der vorigen Nacht uns bedeutend im Kurs aufhielt. Wir haben kaum fünf Knoten gemacht; sonst kommen wir ganz gut auf sieben in der Stunde.“

„Ich hätte gewettet, dachte Johnson, daß sie mit Leichtigkeit neun Knoten macht, im Notfall auch zehn. Zu sagen wagte er es nicht, weil er sah, wie aufmerksam sein Vorgesetzter dem Erzähler lauschte.

„Ich stand die ganze Nacht selber auf der Brücke“, berichtete der Padron. „Wie sich der Sturm gegen Morgen legte, stieg ich in meine Kajüte hinab, um die verlorene Nachtruhe nachzuholen. Der ‚Erste‘ übernahm die Wache. Ich bin aber kaum in der Kaje, da ruft die Wache vom Topp herab: ‚Schiff in Sicht!‘ und gleich darauf ruft, schreit, brüllt alles durcheinander. Was mag los sein? denke ich und springe hinaus.“

„Ich bin nicht abergläubisch, doch im ersten Augenblick dachte ich, der Fliegende Holländer käme uns leibhaftig auf den Hals. Alle Lichter abgeblendet, huschte er auf kaum zwei Schiffslängen Entfernung an uns vorbei. Der Kerl wäre uns wahrhaftig in den Bug gefahren, wenn der Steuermann nicht noch im letzten Augenblick Ruder hart back gelegt hätte. Dab da nicht alles in Ordnung war, lag auf der Hand. „Es ist ein Sklavenschiff“, rief mein ‚Erster‘ mir entgegen, als ich auf die Brücke kam, „das Deck wimmelt von Schwarzen.“

„Warte, denk‘ ich, wir müssen dem Herrn einen kleinen Schrecken einjagen. Ich lasse kurz entschlossen wenden. Signalfanone geladen! Habe einen schönen Dreizöller an Bord. Der Zimmermann hatte leider nur Pulver zur Hand. Aber der Schreckenschuß hatte Erfolg. Noch war er nicht verhällt, da flogen wohl ein Dutzend Schwarze über Bord, immer mehr folgten nach.“

„Famos, famos!“ rief der Kommandant und rieb sich die Hände.

„Natürlich dachte ich, die Schwarzen hätten die gute Gelegenheit zum Ausreißen benutzt. War aber nicht so. Der Pirat selbst warf sie hinaus, um uns aufzuhalten und auf diese Weise zu entkommen.“

„Der Halunke ist in allen Wassern gewaschen“, meinte Raffles und nickte bedächtig das schon ergraute Haupt.

„Bei uns hieß es jetzt: Leute in Seeno! Stoppen! Boote herunter! Aber es ging alles viel schneller, als ich es erzählen kann. Ich selbst war an die Reling gerannt, um beim Klarmachen zu helfen, da schlug ein Riemen aus dem Boot, mir gerade auf den Kopf. Ein Glück, daß er so fest ist. Einen tüchtigen Schmarren habe ich mir trotzdem geholt. Im Augenblick wurde es mir grün und gelb vor den Augen. Ich wäre glatt auf Deck gestürzt, wenn mich nicht einer von den Bootsmännern aufgefangen hätte.“

Als ich wieder recht zur Besinnung kam, schaukelten die Boote schon auf den Wellen, und meine Matrosen zogen Mann für Mann heraus. Achtzehn Leute wurden gerettet. Die Schwarzen von der Küste sind ja fast ausnahmslos gute Schwimmer. Trotzdem haben sich manche nicht aus dem Kielwasser herausarbeiten können.“

„Als das Rettungswerk beendet war, hatte sich der Pirat längst aus dem Staube gemacht. Ihn einholen war unmöglich, er fuhr ja mit vollen Segeln. War auch unnütz, hätte ihm doch nichts tun können.“

„Nun, ich gratuliere“, sagte der Kommandant, als der Spanier geendet hatte. „Sie haben mehr Glück gehabt als ich.“

„Gestatten Sie eine Frage, Herr Kapitän“, erlaubte sich Johnson in das Gespräch einzugreifen. „Wo ist die ‚Barcelona‘ erbaut worden?“

„In Cadiz“, entgegnete Barnill, „auf unserer eigenen Werft.“

„Das Sklavenschiff ist der ‚Barcelona‘ zum Verwechseln ähnlich“, meinte der ‚Erste‘ trocken. Aber seine Lippen bebten. Wenn Blicke töten könnten, wäre Barnill unfehlbar zu Boden gesunken.

„Du lieber Himmel, Johnson, ich bitte Sie!“ rief der Kommandant. Dem Spanier flimmerte es vor den Augen. Nur einen Augenblick.

„Wie merkwürdig!“ sagte er. „Sollte es möglich sein? Das Schwesterschiff der ‚Barcelona‘, die ‚Valparaiso‘, die sich auf der Fahrt nach Südamerika befand, war schon acht Tage überfällig, als ich Cadiz verließ. Sollte die Mannschaft gemeutert haben? Ist das Schiff einem Piraten in die Hände gefallen?“

„Darüber wollen wir uns nicht vorzeitig den Kopf zerbrechen, Padron“, beruhigte Raffles. „Acht Tage will noch viel heißen bei einer solchen Reise. Aber eine Frage, die viel näher liegt: Wo werden Sie die Geretteten lassen?“

„Ja, Herr Kommandant, das ist der

zweite Teil. Die Heimat der einzelnen läßt sich nicht bestimmen. Sie wollen wohl auch nicht zurück. Ich gedachte sie bis Cape Castle mitzunehmen und unter englischen Schutz zu stellen. St. Isabel laufe ich gar nicht an. Da ich Sie aber hier getroffen habe, wollte ich Sie bitten, — erschrecken Sie nicht, Herr Kommandant! — mir die Leute abzunehmen. Mein Proviant ist für so viele Köpfe nicht berechnet. Diese Neger sind schrecklich ausgehungert. Wenn ich ihnen gebe, soweit sie wollen, lange ich nicht für den halben Weg. Alles, was sie essen, muß meinen Leuten abgezogen werden. Daz die unwillig darüber sind, ist begreiflich."

Der „Alte“ kratzte sich hinter den Ohren.

„Sie tun ein gutes Werk, Herr Kommandant“, fuhr der Padrone mit Wärme fort. „Bei mir müssen die armen Leute beinahe verhungern. Ein paar Zwiebäcke und eine Handvoll Reis für den Tag, mehr habe ich nicht. Und was ist das für einen Negermagen?“

„Hm“, machte Raffles, „das ist wahr. Zum Sterben zu viel, zum Leben zu wenig. Doch“, er sah einen Augenblick nach, „es gibt noch eine andere Lösung. Daz ich Ihnen mit Proviant aushelfe. Was meinen Sie, Johnson, ein paar Faß Zwiebäck können wir wohl noch abgeben, wie?“

„Ganz gewiß, Herr Kommandant“, beelte sich der „Erste“ zu versichern. Er war nun ganz fest davon überzeugt, daß er sich in dem Spanier geirrt hatte. Barrill wollte ja die Neger gern los sein. Das zerstreute alle seine Bedenken.

„Mit drei Faß wäre Ihnen wohl gedient?“ fragte der Kommandant.

„Wenn Sie so gütig sein wollen; ich hoffe, ja!“ erwiderte der Padrone.

„Nun, dann ist der Fall erledigt. Johnson, wollen Sie eben mal dem Verwalter den Auftrag zukommen lassen?“

„Sawohl, Herr Kommandant!“ Johnson erhob sich, grüßte und ging.

„Sie sind so freundlich und nehmen die Fässer gleich mit, Padrone.“

„Sehr gern, Herr Kommandant, das Boot ist groß genug, und . . . es geht schneller so.“

„Wissen oder ahnen Sie, wohin sich der Pirat gewandt haben mag?“

„Wird wohl weiter nach Süden ausgerissen sein. Ich glaube übrigens, daß er nach St. Thome liefert.“

„Da können wir ihm vielleicht den Weg verlegen. Muß zwar bald an die Heimreise denken, aber auf ein paar hun-

dert Seemeilen kommt es mir nicht an.“

„Da wünsche ich Ihnen viel Glück, Herr Kommandant.“ Der Padrone trank sein Glas leer und erhob sich. „Ich bin Ihnen zu großem Dank verpflichtet, Herr Kommandant“, sagte er und schüttelte Raffles die Hand.

„Es freut mich, daß ich Ihnen bei dem Rettungswerk wenigstens noch nachträglich helfen kann.“

Raffles begleitete seinen Gast hinaus. Williams und Brown standen an der Treppe, die zur Kommandobrücke führte, und unterhielten sich. Als die Herren vorübergingen, traten sie grüßend zur Seite.

Die Nachricht des wachhabenden Offiziers, daß die „Barcelona“ ein Sklaven-Schiff sei, war wie im Fluge durchs ganze Schiff geeilt. Begreiflicherweise geriet die Besatzung darob in Aufregung. Alles war auf den Ausgang gespannt. Überall bildeten sich Gruppen, die den Fall nach allen Seiten erwogen. Die Verhandlung beim Kapitän dauerte entsetzlich lange. Man hätte so gern etwas Genaues gewußt.

Die dienstfreien Offiziere hatten sich auf der Kommandobrücke zusammengefunden. Ihre Ansicht stimmte mit der ihres „Ersten“ vollständig überein. Die Tatsachen lagen ja offen auf der Hand. Dann tauchte endlich Johnson wieder auf. Er stand am Fallreep. Der Zwieback wurde verladen. Das war ein neues Rätsel.

Die beiden Freunde, Brown und Williams, verließen die Brücke. Sie wollten mit Johnson reden. Der mußte doch wissen, was eigentlich im Gange war. Da kam der „Alte“, mit dem Spanier gar freundlich plaudernd, aus der Kabine. Ihre Hoffnung erhielt einen weiteren Stoß. Also war doch alles Irrtum und Mißverständnis? Mit enttäuschten Gesichtern blickten sie dem vermeintlichen Sklavenjäger nach.

Der Padrone verabschiedete sich am Fallreep. „Adieu, Herr Kommandant, nochmals herzlichen Dank.“

„Gute Fahrt, Padrone!“

Der Spanier stieg die Treppe hinab.

Um Zwischendeck standen einige Leute von der freien Heizwache in der Nähe der Kombüse. Sie hatten zu Mittag gegessen u. verdauten nun, ein Pfeischen schmauhend, sich unterhaltend. James Neighbour belustigte die ganze Gesellschaft durch seine neuesten Scherze. Als er des



Mussinha mit Krone

Padrone ansichtig wurde, stieß er den zunächst Stehenden in die Seite.

„Da, guck mal, Nillbars, hat der Kerl nicht das reinste Verbrechergesicht?“

Der Angeredete wandte sich und schaute dem Padrone gerade in die Augen. Plötzlich ging ein Zittern durch seinen Körper. Sein Gesicht ward bleich wie frisches Linnen. Die Hände hoben sich, um die Keling zu fassen, aber schlaff glitten die Arme wieder herab. Mit den verglasten Augen eines Sterbenden starrte er auf den Kapitän. „William!“ schrie er auf und stürzte ohnmächtig zu Boden.

Der Padrone zuckte zusammen. Bei- nahe wäre er auf der Treppe gefallen, da er eine Stufe übersehen hatte. Rechtzeitig hielt er sich noch am Geländer fest und erreichte glücklich das Boot. Noch

einmal winkte er den oben Stehenden zu. Das Boot stieß ab.

Die „Mew“ nahm ihren Kurs nach Südwest mit Volldampf wieder auf. Der Kommandant rief Johnson in seine Kabine und teilte ihm seine Pläne mit. Auf der Linie Kongo—St. Thome wollten sie einige Tage kreuzen, um des Piraten vielleicht doch noch habhaft zu werden.

Leutnant Williams hatte den Schrei des Heizers auch gehört. Er glaubte sich gerufen und ging ins Zwischendeck. Der Koch stand vor der Kombüse.

„Hat nicht jemand nach mir verlangt?“ fragte er ihn.

„Ich habe keine Ahnung, Herr Leutnant.“

„Es war aber doch vorhin eine gewisse Aufregung hier unten.“

„Ach ja! Dem Heizer Nillbars ist eben schlecht geworden. Man hat ihn schon ins Lazarett getragen.“

Zwei Minuten später betrat Williams das Lazarett. Der Kranke lag schon zu Bett. Der Arzt bemühte sich um ihn. Sechs Betten standen in dem langen, schmalen Raum. Alle mit weißem Linnen frisch bezogen, jederzeit zur Aufnahme eines Kranken bereit.

In der hinteren Ecke lag der Oberbootsmannsmaat Sailor, der vor einigen Tagen plötzlich unter heftigen Anzeichen einer Vergiftung erkrankt war. Daraufhin hatte Raffles eine sorgfältige Prüfung aller Konserven vorgeschrieben, die zum Verbrauch kamen, und Dr. Fox unterzog sich dieser Aufgabe mit großer Gewissenhaftigkeit. Jede Konservendose, die nicht ganz einwandfrei war, wanderte über Bord. „Es ist leichter, eine Krankheit zu verhüten, als sie zu heilen“, meinte der Arzt, „und das Leben eines Menschen ist mehr wert als hundert Konserven.“

Sailor hatte die Gefahr glücklich überstanden. Als Leutnant Williams eintrat, erwiederte er seinen stummen Gruß durch freundliches Nicken. Auch die Gesichter der beiden Matrosen, die, unter schweren Decken verpackt, ihr Fieber ausschwitzten, hellten sich auf, als sie ihres liebsten Vorgesetzten ansichtig wurden.

Der freundliche, stille Mensch, der erst kurze Zeit an Bord war und seine erste größere Reise machte, hatte sich alle Herzen erobert. Zu vorlommend und gefällig gegen die andern Offiziere, kam er seinen Untergebenen immer kameradschaftlich entgegen. Kein Wunder, daß man ihn deshalb stets ins Vertrauen zog und sich in allen Anliegen gern an ihn wandte. Und Williams half jedem, wenn er es konnte. Den Kranken nahm er sich in besonderer Weise an. Ihnen durfte nichts abgehen. Der „Erste“ war stets beruhigt, wenn er sie in der Obhut seines „Benjamin“ wußte.

Williams hätte gerade so gut Arzt oder Priester sein können. Er besaß großes Geschick, mit Kranken umzugehen. Das war allgemeine Ansicht an Bord. Er schien den schneidigen Offizier ausgespogen zu haben, wenn er das Lazarett betrat. Im Dienst war er gewissenhaft und peinlich genau. Aber er hatte selten nötig, zu tadeln oder gar zu strafen. Selbst die als „Drückerberger“ bekannten Leute wurden eifrig, sobald sie seinem Kommando unterstellt waren. Niemand brachte es übers Herz, das Miß-

fallen des leutseligen Mannes durch Nachlässigkeit wachzurufen.

Nilbars war noch nicht zum Bewußtsein zurückgekehrt. Stoßweise hob und senkte sich seine Brust. Hin und wieder ging ein leises Zucken über sein Gesicht. Dann öffneten sich die Augenlider, und der Kranke starnte eine Zeit lang in die Ferne. Aber er sah nichts und erkannte auch niemand. Dr. Fox winkte Williams ans Krankenbett.

„Kommen Sie, Herr Leutnant. Der Kranke hat nach Ihnen verlangt. Vielleicht erkennt er Sie, sobald er Sie sieht oder hört. Reden Sie ihm einmal freundlich zu.“

„Wie ist denn das eigentlich so plötzlich gekommen?“ fragte Williams teilnehmend.

„Kann ich auch nicht mit Bestimmtheit sagen. Vielleicht ist die Überarbeitung im Heizraum schuld. Ich habe nie etwas von Herzschwäche an ihm bemerkt. Und doch scheint das Herz vor allem angegriffen.“

„Wenn ich nicht irre“, sagte Williams, „stand er vor zehn Minuten noch im besten Schwatz vor der Kombüse. Wissen Sie nicht, was da los gewesen ist?“ wandte er sich an James Neighbour, der den Kranken vorher hatte heruntertragen helfen. „Sie waren doch auch da oben.“

„Tawohl, Herr Leutnant! Wir haben uns ganz gemütlich unterhalten, und da bekam er den plötzlichen Schrecken, als gerade der Kapitän der „Barcelona“ wegging. Ich sagte noch, schau mal her, sagte ich, hat der Kerl nicht das reinste Verbrechergesicht? Da war es aus. Aber mir kam . . .“

„Pst!“ machte der Arzt. Der Kranke wurde unruhig, wand sich, wie von innerem Schmerz gefoltert, rang die Hände, murmelte unverständliche Worte zwischen den Zähnen. Eine kleine Weile lag er wieder ruhig. Dann raffte er sich unverzehns auf, starnte die Anwesenden mit dem Ausdruck des größten Schreckens an. „Will . . . ! Es ist nicht wahr“, schrie er laut, hob abwehrend die Hände und sank erschöpft in die Kissen zurück. Ein krampfhaftes Schluchzen erschütterte den gequälten Leib.

Dr. Fox fühlte den Puls des Kranken und nickte befriedigt. „Der erste Anfall ist glücklich überstanden“, sagte er. „Jetzt ein gesunder Schlaf, dann ist kaum noch Schlimmes zu befürchten. . . Sie können gehen“, wandte er sich an den Heizer. „Herr Leutnant, wenn der Kranke wieder-

nach Ihnen verlangen sollte, darf ich Sie rufen lassen?"

"Gewiß, Herr Doktor! Ich will ohnehin noch etwas hier bleiben. Habe Zeit bis vier Uhr. Hoffentlich erholt sich der arme Kerl bald wieder."

Williams ging zu den Betten der beiden Matrosen. "So, Jungs, jetzt mal ordentlich geschwitzt", sagte er lachend. "Ein paar Stunden aushalten, dann ist das Fieber wieder heraus. Keine angenehme Sache, was? Hab's vor drei Wochen selber mitgemacht, bin aber wieder tadellos auf dem Damm. Und daß ihr mir die Decken fein zuläßt. Genügend mit Tee versehen?"

"O, mehr wie genug, Herr Leutnant."

"Trinkt, was das Zeug hält, damit die Leber nicht trocken wird. Schwitzt mir gründlich, sonst las ich euch Kanone schwingen, bis ihr naß seid wie begossene Pudel."

Die beiden lachten. Sie wußten, wie das gemeint war. Bill Barker, der in der Woche vorher Fieber gehabt, hatte bis dahin keine Hand im Dienst gerührt. Als er sich bei Williams meldete, hatte ihn der Leutnant mit erkünstelter Grobheit angefahren: "Was? Sie wollen Dienst tun? Junge, Sie können ja kaum gerade stehen. Was denken Sie sich denn unter Dienst? Da sehen Sie sich mal hin und passen Sie auf, wie das gemacht wird. Sie werden wohl samt dem Fieber auch alles Exerzieren ausgeschwitzt haben. Na, sijzen Sie noch nicht? . . . Sogar das Gehorchen hat der Mann verlernt!" So war Williams.

"Nun, Obermaat, bald die faulen Fische verdaut? Sie, ein alter Seebär, magen solche Geschichten! Wo bleibt da das Beispiel für die Jugend? Der Doktor wird Ihnen das austreiben. In Zukunft können Sie sich Fische denken. Sie bekommen keine mehr."

"O, Herr Leutnant, ich habe auch kein Verlangen danach. Der Appetit ist mir vergangen."

"So ist's recht. Sie sind ein folgsamer Patient. Wie lange müssen Sie noch im Bett bleiben?"

"Ich hoffe in den nächsten Tagen wieder aufzustehen zu dürfen."

"Freut mich. Das Rumliegen ist langweilig. Haben Sie nichts zu lesen da?"

"O ja, ich habe schon angefangen, wurde aber bald müde davon."

"Kein Wunder, wenn man so nach alten Regeln der Kunst ausgepumpt ist."

Der Arzt hatte sich überzeugt, daß Nillbars ruhig schlief. Er verließ das La-

zaret. Ein Wärter hatte sich neben sein Bett gesetzt und beobachtete den Kranken.

Tailor deutete auf einen Stuhl. "Herr Leutnant, wollen Sie nicht ein wenig Platz nehmen?" Williams kam der Aufruf nach. Sie plauderten von diesem und jenem, vom Dienst, von der Reise, von den Aussichten, von der Heimfahrt. Wenn Williams bei den Kranken war, konnte er reden wie ein Buch. Eine halbe Stunde mochte so vergangen sein. Da wurde leise die Tür geöffnet. Neighbour trat ein.

"Entschuldigen Sie, Herr Leutnant, ich wollte bloß mal nach meinem Landsmann sehen. Und da der Herr Leutnant noch da sind, hätte ich dem Herrn Leutnant noch was zu sagen."

"Gut, aber kommen Sie näher, damit Sie nicht so laut zu reden brauchen. Sie könnten Ihren Landsmann aufwecken. Was haben Sie auf dem Herzen?"

"Ja, sehen Sie, Herr Leutnant, ich habe um acht Uhr wieder Heizwache. Und da sagte ich mir, James, sagte ich, leg dich hin und schlaf dich aus. Dem Nillbars helfen kannst du doch nicht. Also legte ich mich aufs Ohr. Aber mit dem Schläfen wurd' und wurd' das heute nichts. Sowie ich die Augen zumachte, immer wieder sah ich das Gesicht von diesem Kerl, verzeihen Sie, Herr Leutnant, von diesem Kapitän der „Barcelona.“

Den mußt du doch kennen, dachte ich; James, wo hast du den nur schon gesehen? Ich konnte mich nicht besinnen. Da stellte ich mir vor, ich ginge ganz nahe an ihn heran und nähme ihm den Verband weg, den er um den Kopf hatte. Nun war mir, als sähe ich eine lange Narbe auf seiner Stirn. Sein Gesicht wurde mir bekannt. Himmel, entfuhr es mir ganz laut, Himmel, der William, der tolle William Nillbars. Der war es und kein anderer!

Sehen Sie, Herr Leutnant, ich habe den Burschen von Jugend auf gekannt. Wir sind aus demselben Dorf. Ein Tunichtgut, sag' ich, von Kindesbeinen an. Später traf ich ihn in Newcastle. Die Narbe stammt von einem Bierkrug. Und heute, das war er wieder. Genau wie früher sieht er aus. Nur der Bart ist schwarz; der war damals rot. Und der da, er wies nach dem Bette Nillbars, „das ist sein Bruder. Der muß ihn auch erkannt haben. Das hat ihn so erschreckt.“

Neighbour hatte sich in Feuer geredet, die letzten Sätze waren laut gesprochen. Der Kranke regte sich. Williams hatte

sich erhoben. „Mann, täuschen Sie sich nicht?“

„Gar nicht, Herr Leutnant, nur wegen des Bartes bin ich im Zweifel.“

„Einen Bart kann man färben.“

„Dann las ich mich hängen, wenn es nicht der Bruder von dem da gewesen ist.“

Der Kranke murmelte im Schlaf. Leutnant Williams näherte sich leise dem Bett und lauschte. Es war kein Sprechen, nur wie ein Hauch kamen die Worte von den Lippen. Er mußte die Hälfte erraten. Aber was er hörte, war genug.

„William! . . . Die Mutter . . . sie weint um dich. . . .“ Er schluchzte auf. Tränen rannen über seine Wangen.

Einen Augenblick stand Williams in Gedanken versunken. Barnill — Nillbars — Himmel, wie war es möglich, daß er das nicht gleich gemerkt hatte! Der selbe Name, die Silben vertauscht. Weiterer Beweise bedurfte es nicht. Ohne Gruß glitt er zur Tür hinaus, die Treppe hinauf. Zum Kommandanten.

Raffles hatte sich in seiner Koje zur Mittagsruhe etwas niedergelegt. Williams horchte an der Tür. Auf sein Klopfen erhielt er keine Antwort. Er stürmte davon. Jede Sekunde war hier kostbar. Er wollte zur Brücke hinauf. Was er da wollte? Er wußte es nicht. Da kam ihm der „Erste“ entgegen.

„Manu, wohin in solcher Eile?“

„Wir müssen Kurs ändern, sofort, sofort. Er entkommt uns sonst.“

„Wer denn? Was denn? Kind, Sie sind ja ganz aus dem Häuschen!“

„Kurs ändern! . . . Der Pirat . . . Er war es doch . . . Ich wußte es ja, daß wir ihn fangen.“

Johnson saßte seinen „Jüngsten“ bei den Schultern. „Sie haben sich wohl an mir angestellt, Kleiner? Kommen Sie zu sich. Ich habe mich geirrt.“

„Es war kein Irrtum, Herr Kapitän.“

leutnant. Der Mann hieß nicht Barnill, sondern Nillbars. Neighbour hat ihn erkannt, und der Heizer Nillbars phantasiert beständig von ihm.“

„Wo ist Neighbour?“

„Soeben war er im Lazarett.“

„Kommen Sie!“ Johnson ging mit langen Schritten voran.

„Und der Kurs?“ fragte Williams schüchtern.

„Kleiner, seien Sie still; mir platzt der Kopf. Noch einmal möchte ich mich nicht vor dem „Alten“ blamieren.“ . . .

Nillbars war aus seiner Betäubung erwacht. Neighbour und der Krankenwärter standen an seinem Bett.

„Wie steht's?“ fragte Johnson, als er mit Williams das Lazarett betrat.

„Ich wünschte, ich wäre gestorben“, antwortete der Kranke müßig.

„Leutnant Williams sagte, Sie hätten in dem spanischen Kapitän einen Bekannten gesehen.“

„Meinen Bruder!“ sagte er tonlos.

„Und Sie können das bestätigen?“ wandte sich der „Erste“ an Neighbour.

„Sawohl, Herr Kapitänleutnant, er war es.“

„Ist zwar eine traurige Sache, aber, Nillbars, nehmen Sie es nicht zu sehr zu Herzen. Sie können nichts dafür. In den besten Familien gibt's mal 'nen Taugenichts. Wir wissen trotzdem, was wir an Ihnen haben. Waren immer ein braver Kerl.“ Er schüttelte ihm die Hand.

„Neighbour, kommen Sie. Der Mann muß Ruhe haben.“

Als sie draußen waren, sagte er: „Kommen Sie mit hinauf. Wahrscheinlich wird der Herr Kommandant mit Ihnen reden wollen. . . . Und Sie, Williams, natürlich auch.“

(Fortsetzung folgt)

Lehr- und Erziehungsinstitut der Franziskanerinnen Lohr a. Main

Höhere Mädchenschule, Mädchen-Mittelschule
Herrliche gesunde Lage, billige Pension.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Pater D. Sauerland, Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben

sind.“ Da gibt es Halsbänder aus Rinds- und Blankleder, aus Gaffianleder, mit großen bunten Steinen besetzt, „wie die Halsketten schöner Frauen aussehen“, ferner Halskrausen aus Dachshaar, seine Brustgeschriffe usw.

„Modehund dieses Winters ist der *Terrier*. . . . Die Garnituren für diesen Hund, bestehend aus Leine, Halsband und Peitsche, werden meistens aus rotem Gaffian gearbeitet, aber es gibt viele Damen, die sich, in der Farbe zu ihren eigenen Toiletten passend, mehrere Garnituren für ihren *Terrier* machen lassen.“ So geht es weiter. Es gibt Hundemodegeschäfte, in denen man auch „*Petit Riens*“ für Hunde kaufen kann: Ledertaschen, Halsbänder mit silbernen Glöckchen, Kapuzen, Ohrenschützer, Gummigaloschen, Lederschuhe, ja sogar Auto-brillen. . . .“

Wie man hört, werden Pudel die Modehunde von 1932 werden. In der Modeindustrie für Hunde zerbricht man sich den Kopf, um Neuheiten für den künftigen Favorit zu erfinden.“ Und dieser bösartige Anfang findet das Wohlwollen einer Presse, die sich offenbar keine Gedanken darüber macht, wie die Kontraste zwischen derartigem Übermut und bitterer Not heute wirken müssen!

Der hl. Augustinus über Geldgier und Wucher. In unserer Zeit maßloser Überbewertung der irdischen Güter und Machtmittel ist es gut, bisweilen auf die Strenge hinzuweisen, mit der die Kirchenväter über Reichtum und Wucher geurteilt haben. Es wird uns dann deutlich, um wie viel milder wir heute in unserem Urteil sind — oft sehr zum seelischen und moralischen Schaden derer, die nicht mit irdischen Gütern gesegnet sind und gerade von katholischer Seite eine schärfere Stellungnahme gegenüber wucherischem und geldgierigem Treiben mit Recht erwarten dürfen. Unter den Kirchenvätern hat sich besonders St. Augustinus, dessen 1500-Jahr-Gedächtnis die katholische Welt im vorigen Jahre feierte, mit dem Problem Reichtum und Wucher vom seelsorgerlichen und allgemein-kulturellen Standpunkt aus beschäftigt.

„*La Civilta Cattolica*“ bringt eine interessante Blütenlese aus den augustini-schen Urteilen. In seinen *Sermones* erklärt Augustinus: „Es ist wahrhaftig eine schwere und schreckliche Sache, sich an die Erde anzuflammen, während wir zu Gott sprechen: Vater unser, der du bist im Himmel — zu Gott, vor dessen Angesicht die Dinge hienieden so erbärmlich sind. . . . Sie sollen uns dienen für die notwendigen Bedürfnisse, nicht aber, um unsere Abhängigkeit an die Erde zu verstärken. . . .“

An anderer Stelle sagt er: „Die Liebe gibt uns Flügel, die Gier beschneidet sie uns. Die Gier ist der Vogelleim für unsre Federn. . . .“ „Fliehe mit dem Herzen das Geld und du wirst es als Diener haben; indessen wirst du sein Sklave sein, wenn du es nicht zu fliehen vermagst“, heißt es in den *Sermones*. Durch sein eigenes Beispiel gab Augustinus die beste Lehre; er nahm selbst für seine Kirche in Hippo nur dann Schenkungen an, wenn der Schenker keine Erben hatte und daher keine Benachteiligung besser Berechtigter zu befürchten war. Mit eiserner Strenge und oft bitterer Ironie geizelte St. Augustinus die Habsucht. Er nennt sie ein ungeheueres Maul, das sich beim Hineinströmen des Goldes nicht schließt, sondern noch immer mehr öffnet; auch Ausdrücke wie Wahnsinn, Verbrechen, Götzendienst verwendet er für die Geldgier, wobei er oft darauf verweist, daß der Habsüchtige dem Armen das nimmt, was diejer nötig braucht. Die gerechte Verteilung der Erdengüter wird dadurch verhindert. Sogar der Geburtenrückgang ist nach St. Augustinus Meinung zum Teil durch die Habsucht bedingt. Vom Wucherer schreibt der hl. Kirchenvater in seinen *Epistulae*, er sei grausamer als einer, der einem Reichen etwas raubt, weil er sich die Not des Armen ausbeuterisch zunutze macht. Gegen verschwenderische und unzählige Verwendung des Reichtums findet er harte Worte des Tadels. Er erwähnt jene Reichen, die sich Tierzwingen anlegen und ihren Überfluss den Tieren zukommen lassen, während „Christus in den Armen Hunger leidet.“

Gebetserhörungen

U. D. Columbus, Ohio: Hiermit sende ich . . . Dollar für Antoniusbrot zum Dank für erhörte Bitte.

Nebraska, City: Sende ihnen Almosen als Dank dem hl. Joseph und hl. Antonius für er-

langte Hilfe. Veröffentlichung war versprochen.
Anaheim, Calif.: Hiermit sende ich . . . Dollar zu Ehren des hl. Joseph für Hilfe.
Augsburg: A. A. Die armen Seelen und der sel. Br. Konrad haben geholfen.

Eisenthal: Dank dem hlst. Herzen Jesu, der hl. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, hl. Antonius und den armen Seelen für wunderbare Hilfe.

Eppingen: Dank dem hl. Joseph für Hilfe in einem Anliegen.

Frantzenau: Der hl. Gottesmutter und dem hl. Antonius innigen Dank für rasche Hilfe.

L. A.: Ich litt jahrelang an einer häflichen Flechte, die trog aller ärzlichen Behandlung nicht besser werden wollte. Da habe ich in meiner Not den hl. Jud. Thaddäus angesehen und mein Gebet wurde erhört.

N. A.: 21 Mark für ein Heidentind „Josef“ als Dank mit der Bitte um weitere Hilfe.

Herb: Sende . . . Ml. als Dank dem hl. Antonius für Hilfe in schweren Anliegen.

Leutkirch: Dank für Hilfe.

Mehlmeisel: Innigen Dank dem hlst. Herzen Jesu, der hl. Gertrud, hl. Marg. Alacoque, hl. Theresia, der Dien. Gottes Maria Selina für Hilfe in einem zeitlichen und seelischen Anliegen.

Innigsten Dank der hl. Gottesmutter v. d. immerwährenden Hilfe und dem hl. Antonius für

Erhörung in einem Anliegen.

Rohrbach: A. B. Dank der hl. Gottesmutter, der hl. Theresia v. K. S. und den armen Seelen für Hilfe in Krankheit.

Ungenannt: Innigen Dank dem hlst. Herzen Jesu, der hl. Familie, dem hl. Jud. Thaddäus und der hl. Theresia für Erhörung in verfehlten Anliegen. Anbei . . . Ml. für 1 Heident.

Merzdorf: Dank für gewährte Hilfe dem hlst. Herzen Jesu, der Unbest. Empfängnis, hl. Antonius, sel. Br. Jordan Mai, sel. Br. Konrad und den armen Seelen.

Ungenannt: . . . Ml. zu Ehren der hl. Mutter Gottes, der hl. Theresia v. K. S., des hl. Antonius für erhörte Bitte.

N. A.: Innigen Dank der hl. kleinen hl. Theresia für ihre liebvolle Fürbitte und die so aufs fallende Hilfe mit der Bitte um weitere Hilfe.

Forsheim: Eine Leserin sagt Dank für erlangte Hilfe.

N. A.: Dem hlst. Herzen Jesu, dem unbesiegt. Herzen Mariä und dem hl. Joseph innigen Dank für erlangte Hilfe in Krankheit.

Gebetsempfehlungen

Breslau: Bitte ums Gebet um eine Stellung und Vermeldung einer Operation.

N. A. bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zur hl. Theresia und zum hl. Jud. Thaddäus um Sinnesänderung, um Befreiung von schweren Seelenfilden und anderen Anliegen.

Eine Leserin bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zur hl. Rita um Sinnesänderung ihres Schwiegervaters und anderen Anliegen.

A. Ein Abonent bittet um eine Novene um Hilfe in schwerer Krankheit. Bei Erhörung Almosen versprochen.

Elsendorf: Bitte ums Gebet in schweren Anliegen zum hlst. Herzen Jesu, zur schmerzhaften Mutter, zur hl. Theresia, hl. Rita, zum hl. Jud. Thaddäus, hl. Antonius, sel. Br. Konrad, zu den hl. 14 Nothelfern und zu den armen Seelen.

Sorb: Eine Witwe bittet um das Gebet in einem schweren Anliegen.

Hohenzollern: Eine Witwe bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur hl. Mutter Gottes von Einsiedeln, zum hl. Antonius, hl. Jud. Thaddäus, hl. Anna, hl. Joseph und zu den armen Seelen um eine glückliche Heirat, in Geschäft- und Wohnungssachen und um Gesundheit.

Waldburg: Bitte um das Gebet zur immerwährenden Hilfe Maria, zur hl. Theresia und zum hl. Antonius für einen kranken Schwager.

Augsburg: Eine Leserin bittet um eine neuntägige Andacht zum hlst. Herzen Jesu, zur hl. Mutter Gottes, zum hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus und sel. Br. Konrad wegen Geldnot.

Breslau: A. B. Bitte um das Gebet zum hl. Judas Thaddäus um Verhinderung einer Mischiefe des Sohnes und Sinnesänderung meines Mannes. Anbei der Beitrag zur Taufe eines Heidentindes und Almosen.

Ungenannt: Bitte um das Gebet zur allerseit. Jungfrau Maria, zum hl. Joseph und hl. Judas Thaddäus in schwerer Not.

Ungenannt: Zwei Abonnenten bittet um eine 9tägige Andacht zum hlst. Herzen Jesu, zur hl. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Jud. Thaddäus, hl. Antonius, zur hl. Theresia und den armen Seelen um Erhörung in einer Geschäft-, Krankheit, Arbeit und noch verschiedenen Anliegen.

Waldburg: Bitte um das Gebet in Heiratsangelegenheit.

Bitte um das Almosen des Gebetes und um die Gnade der Beharrlichkeit und verschiedenen Anliegen.

Kunzendorf: Bitte um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zu den hl. 14 Nothelfern und zur hl. Theresia v. K. S. in schweren Anliegen.

Oberndorf: Eine Leserin bittet um eine neuntägige Andacht zur hl. Mutter Gottes, zum hl. Antonius, hl. Jud. Thaddäus und zur hl. Theresia um Hilfe in einer schweren Krankheit. Almosen wird versprochen.

A. Th. B. Eine eifrige Förderin bittet um das Gebet um baldige Genesung von einer Krankheit.

Fr. B. v. S. bittet ums Gebet zur hl. Mutter Gottes, zum hl. Joseph und hl. Antonius in schweren Anliegen.

Mainburg: Eine Witwe mit 9 Kindern bittet um das Gebet in großer Geldnot.

Straßburg: Eine Familie bittet ums Gebet zu Maria, der immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, zur hl. Theresia und zu den armen Seelen um Hilfe und Erhörung in mehreren schweren Anliegen. Bei Erhörung ist ein Almosen verprochen.

Thalheim: Bitte um eine neuntägige Andacht zur hl. Mutter Gottes v. Altötting, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zum sel. Br. Konrad um baldige Regelung einer Heiratsangelegenheit.

Schramberg: Eine Leserin bittet um eine Novene zum hlst. Herzen Jesu zum unbest. Herzen Mariä und zum hl. Jud. Thaddäus in gr. Not.

Eine Leserin bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur hl. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zur hl. Anna um Kindesseggen.

Es starben im Herrn

In Przemysl starb der Hochw. Herr Prälat Dr. Adalbert Galant, ein großer Wohltäter und Freund unserer Mission. Er war seit vielen Jahren der Überseher des politischen „Vergleichsmeinnicht“ und erwarb sich dadurch viele Ver-

diente für unsere Mission. Er möge ruhen im Frieden!

Alschawowitsch: Jungfrau Maria Wrzod, eine eifrige Förderin unserer Zeitschriften.

Kansas, Richard Möder, Cleveland: Elisabeth

Dierjen. Chicago: Anna Maria Engels. Junction City, Ky.: John Noflo, Katharine Johnson. Wy-nut, Nebraska: Friedrich Stratmann. Lindsay, Nebr.: Anna Maria Högerl.

Altötting: Theresia Graf. Ravensburg: August Müller. Reichshof: Josef Strasser. Barbara Oberreiter. Erbach: Josef Schid. Hörzhausen: Johann Trichsenbacher. Pittarn: Johann Weiß. Stern-

berg: Josef Karger. Asenlohe: Barbara Painter. Landshut: Anna Klauschla. Orzegow: Josef Fötzig. Rokittni: Monika Dillus. Orzegow: L. Vieha. Holzkirchhausen: Maria Volk. Budapest: Katharina Schlegl. Mönbris: Elisabeth Paulina Schachner. Theilheim: Martin Henig. Madlas: Adelheid Klug. Tiefenbachheim: Josef Röllinger.

O Herr, verleihe diesen Verstorbenen die ewige Ruhe; und das ewige Licht leuchte ihnen. Läß sie ruhen im Frieden! Amen.

Empfehlenswerte Bücher

Unser Glück. Ein Büchlein vom freudvoll. Einssein mit Christus. 32 S., 8 Kupferstichdruckblätter. Preis 10 Pfg. Verlag „Ars sacra“ Josef Müller, München 23.

Wieder ein schönes, doch gedankenvolles und herzhaftiges Büchlein. Es schöpft aus dem Born der Glaubensquellen und der heiligen Wissenschaft. Möge es Licht, Liebe und Freude tragen in recht viele Seelen!

Kleine Bibel für Kranke und ihre Freunde. Von Bischof Johann Michael Säler. 256 Seiten mit 16 Bildern. In Leinen Mf. 3.80. Verlag „Ars sacra“ Josef Müller, München 13. Kernig und gehaltvoll sprechen die biblischen Gedanken und Erzählungen jeden an, der in Tagen der Krankheit oder in Todesnähe sich nach geistigen Stücken umstellt. Raum ist für die Hand der Leidenden Besseres geschrieben worden. Das Büchlein sollte sich für die Tage, wo man seiner bedarf, in dem kleinen Bücherschatz des Hauses finden und edle Christen können nicht leicht einen schöneren Blumengruß als diesen geistlichen ans Bett der Leidenden bringen.

Heute ist diesem Hause Heil widerfahren. Handbüchlein der feierl. Familienweihe an das göttliche Herz Jesu. Von Dechant Josef Minichthaler. 48 S., 8 Bilder. Preis 10 Pfg. Verlag „Ars sacra“ Josef Müller, München 13.

Durch alle Lande fliegt der Ruf: Auf zur feierlichen Herz Jesu-Thronerhebung! Allüberall findet er freudigen Widerhall. Nimm und lies das Büchlein! Vielleicht kommt dir dann Lust, das Bäumchen, das im Paradiesgarten des göttl. Herzens Wurzel sahne, auch in deine Familie zu verpflanzen. Hat es aber schon in deiner Familie Wurzel geslagen, dann möge es dich ermuntern, das Bäumchen sorgsam zu pflegen, damit du seine Früchte erntest!

Die Missionarin der Gottessiebe. 3. Bd. Von Annette di Rocca. 158 S., geb. Mf. 2.—. Karissimuswerk Freiburg, Schweiz.

Der billige Preis ermöglicht der „Missionarin“ den Eintritt in jede Familie und Gemeinschaft, wo sie durch die tiefen, ergreifenden, ja oft erschütternden Selbsterlebnisse reichlichen Stoff zu gewinnen, kraftvoller Lettire geben möchte.

Kleine Wegweiser. Für Heiratslustige und andere. Von A. Andres. 52 S., 10 Pfg. Karissimuswerk Freiburg, Schweiz.

Mit seinen kurzen, kraftvollen Kapitelchen, dem ansprechenden, sehr deutlichen Druck und seiner kräftigen Sprache soll das Büchlein vielen ein Wegweiser zu wahren Eheglück werden.

Maria und der Jüngling, der Priester werden will. 48 S., 15 Pfg. Karissimuswerk Freiburg.

Die Seminarien und Konvize, auch die Marian. Kongregationen u. Jünglingsvereine sollten diese ausserlesene Geistesfests jedem Jüngling zur Erzung und Beherzigung verschaffen.

Die hl. Margareta Alacoque. Kleine Lebensbilder. 64 S., 20 Pfg. Karissimuswerk Freiburg.

Das Bändchen gibt Aufschluß über das Opferleben einer von der Welt nicht beachteten, aber von Gott mit zahlreichen Liebesbeweisen ausgezeichneten Nonne aus dem Orden der Heimsuch. Dem schmucken Bändchen ist eine glückliche Weltreise zu wünschen.

Die Tiefen der Seele. Moralphyschologische Studien von Prof. Dr. J. Aug. 453 S. Preis Mf. 8.50. Verl. Ferd. Schöningh, Paderborn. Es ist das bedeutendste Buch dieser Art vom Standpunkt kathol. Weltanschauung aus. Sein Reichtum und seine seelensorgerliche Wärme fesseln auch den anders eingestellten Leser.

Wehrlos. Das Erlebnis einer Kriegsgefangenschaft. Von Josef Wilke. 160 S., geb. Mf. 4.50. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn.

Das Buch bringt Beweise persönlichen Wagnuts, der Zähigkeit und Verzüglichkeit des sich bis zum letzten Ende nicht besiegt geben wollenden deutschen Soldaten. Es erzählt von Selbsthilfe in Not und Gefahren, von Fluchtversuchen und der endlichen Heimkehr ins Vaterland und — zu Gott.

Die glückliche Ehe. Von Dr. J. E. May. 193 S. Geb. Mf. 5.50. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn.

Dr. May hat uns wirklich ein modernes Ehebuch geschenkt. Mögen vor allem unsere Frauen das ihnen besonders gewidmete Werk zum eigenen Nutzen wie zum Segen des Volkes heilig zur Hand nehmen und auswerten.

Mehr Sonne. Ein Buch der Lebensfreude. Mit 11 Bildern. Von Dr. J. E. May. 133 S. In Leinwand Mf. 5.—. Verlag Ferd. Schöningh, Paderborn.

Wir brauchen die „Schule der Freude“, in der nicht auf „junge Leiber alte Köpfe“ gezeigt werden. Seelenbildner, Pädagogen vermögen überreiche Werte aus dem Buche schöpfen. Das Werk ist der freude suchenden Menschheit gewidmet. Möge es allen Freudejuchern, jung und alt, in die Hand kommen.

Neues Testament. Von P. Rösch. Gewöhnliche Ausgabe Mf. 2.—; bessere Ausg. Mf. 3.— und 4.50; Großdruck Mf. 7.50. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn.

Ein besseres und gediegeneres Geschenk als dieses „Buch der Bücher“ kann es nicht geben. Es ist für jedermann bei treuer Benutzung der Führer und Ratgeber.

Theresien-(Rosenhain)-Kalender 1931. Für die Verehrer der hl. Theresia. Von D. W. Mut. Preis 60 Pfg. Salesianerverlag München. Ein wahrhaft theresianisches Handbuch für innige Seelen in Wort und Bild. Ganz dem Wunsch des Papstes entsprechend ist er für die Front der Missionen und der katholischen Aktion.

Freunde und Gönner unserer Mission bestellen ihre Bücher durch den St. Josephs-Verlag

Die heilige Theresia vom Kinde Jesu Eine geistige Wiedergeburt

Von D. W. Mut

352 Seiten; Preis Leinen gebunden Mf. 4.80

Das ist keine einfache Lebensbeschreibung, sondern hier wird klarzulegen versucht, wie Theresia von Jugend an nach Heiligkeit strebte, was sie von Jahr zu Jahr erreicht hat, bis wir sie als Heilige sehen. Das Buch gilt als eines der besten über die liebe Heilige und wird sicher viel beitragen zur besseren Kenntnis des Weges, den die hl. Theresia gewandelt, es wird das Mißtrauen mancher zerstören, die diesen Weg unterschätzen, aber auch mit viel Ungesundem und rein äußerlichen aufräumen.

Das hl. Leichentuch und das hlst. Antlitz unseres Herrn Jesu Christi

Von D. W. Mut

96 Seiten auf Kunstdruckpapier, 27 Bilder; Preis Mf. 2.—

Dieses Buch soll den Gläubigen Aufklärung bringen über das in Turin aufbewahrte Leichentuch und dazu beitragen, daß auch in Deutschland sowohl das hl. Leichentuch als auch das hlst. Antlitz mehr und mehr innigere Verehrung finde. Der dritte Teil des Buches enthält Gebete zum hlst. Antlitz.

Messopfer und Kommunion

die größt. Gnadenquellen der kath. Kirche

Von einem Mariannhiller Missionspriester. 96 S., in Rotschnitt 80 Pf., mit Kunstdledereinband Mf. 1.—, in Kunstdleder mit Goldschnitt Mf. 1.20, in Kunstdleder mit Goldschnitt in besonders feiner Ausführung Mf. 1.40.

Mit dem Neuerscheinen dieses äußerst geschätzten und vielbegehrten Gebetbüchleins kommt der Verlag dem Wunsche vieler gerne entgegen.

Monatliche Geisteserneuerung und Vorbereitung auf den Tod

Von P. Ephrem Roth, RMM. 80 Seiten; broschiert 50 Pf.

Dieses Büchlein gibt eine kurze Anleitung für die monatliche Einföhr und die Behebung der täglichen Fehler und Nachlässigkeiten und erlebte in kurzer Zeit drei Auflagen.

St. Josephs-Verlag, Neimlingen (Bayern)